

2. Forschungsstand

Nation, Nationalismus und die Mitte

In diesem Kapitel soll der Forschungsstand zu dem für diese Arbeit relevanten Forschungsfeld dargestellt werden. Das Forschungsfeld wird durch die Begriffe Nation, Nationalismus und Mitte aufgespannt, deren Bedeutung im Kontext dieser Arbeit im Folgenden herausgearbeitet wird und die zudem zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen stellt in Kapitel 2.1 die Erläuterung der für diese Arbeit grundlegenden Annahme dar, dass es sich bei Nationen wie auch nationalen Identitäten um soziale Konstruktionen handelt, die mit realen Erfahrungen im Alltag einhergehen können. Daran anknüpfend wird das Feld der Nations- und Nationalismusforschung um den Zusatz *konstruktivistisch* spezifiziert und in der Folge eingegrenzt. In Kapitel 2.2 werden sodann die beiden innerhalb der konstruktivistischen Nationsforschung einflussreichen Konzepte *imagined communities* (Anderson 1983) einerseits und *banal nationalism* (Billig 1995) andererseits vorgestellt. Die in Kapitel 2.3 angeführten aktuellen Forschungsansätze nutzen diese beiden Theorien vielfach als Ankertheorien und entwickeln sie teilweise weiter. In Kapitel 2.3 wird anhand von als zentral identifizierten Spannungsfeldern die gegenwärtige Nations- und Nationalismusforschung vorgestellt. Dabei werden auch Leerstellen und Ansätze für eine konzeptionelle Weiterentwicklung herausgearbeitet, die wiederum in Kapitel 3 aufgegriffen werden.

2.1 Grundannahme: Nation und nationale Identität als soziale Konstruktionen

Nationen sind keine primordial gegebenen, manifesten und homogenen Einheiten, sondern sozial konstruiert. Diese Auffassung lässt sich spätestens seit der *kognitiven Wende* (»cognitive turn«) (Brubaker 2009, S. 32) weitestgehend als Konsens in der Nations- und Ethnizitätsforschung begreifen (Brubaker 2002a, 2009; Brubaker et al. 2004; Ismer 2016). Und gleichwohl werden in Alltagsgesprächen, politischen Analysen, Medienberichten und selbst in manch konstruktivistisch ausgerichteter Forschung insbesondere soziale Konflikte häufig mit den Kategorien Ethnizität, *race*

und Nation verbunden, die dann als Begründer von substantiellen Gruppen, mit homogenem Interesse und einer gemeinsamen Handlungsmacht gelten. Rogers Brubaker spricht diesbezüglich von »groupism« (Brubaker 2002b, 164f). Wenn auch die Vorstellung von Ethnizität, *race* und Nation als Kategorien, die substantielle und primordiale Gruppen begründen, eine gesellschaftlich hegemoniale sei, die möglicherweise auch von jenen geteilt werde, die beforscht werden, sollte sie gleichwohl nicht als Forschungsperspektive übernommen werden. Die vorliegende Arbeit nimmt eine sozialkonstruktivistische Perspektive sowohl auf die hier im Zentrum stehende Kategorie Nation als auch auf die Kategorien Ethnizität und *race* ein und hat dabei den Anspruch einen *groupism* zu vermeiden.¹ Um dabei die soziale Konstruiertheit von Nationen einerseits wie auch deren reale Erfahrbarkeit andererseits in den Blick nehmen zu können, erscheint die Unterscheidung von Brubaker in *Handlungskategorien* (»categories of practice«) und *Analysekategorien* (»categories of analysis«) hilfreich (Brubaker 1996, S. 15). Unter Handlungskategorien versteht Brubaker die alltägliche Erfahrung von Nation und nationaler Zugehörigkeit im Gegensatz zu den zur wissenschaftlichen Analyse verwendeten und von der Erfahrungsebene distanzierenden Analysekategorien. In von ihm kritisierten, substantialistischen Forschungsansätzen fehle diese Unterscheidung, würden Handlungskategorien als Analysekategorien unreflektiert übernommen:

»To argue against the realist and substantialist way of thinking about nations is not to dispute the reality of nationhood. It is rather to reconceptualize that reality. It is to decouple the study of nationhood and nationness from the study of nations as substantial entities, collectivities, or communities. [...] It is to treat nation not as substance but as institutionalized form; not as collectivity but as practical category; not as entity but as contingent event. Only in this way can we capture the reality of nationhood and the real power of nationalism without invoking in our theories the very ›political fiction‹ of ›the nation‹ whose potency in practice we wish to explain.« (Brubaker 1996, S. 16)

Die konzeptuelle Unterscheidung zwischen Handlungskategorien und Analysekategorien ermöglicht es folglich, die alltägliche Erfahrung nationaler Zugehörigkeit und die Praxis der Reproduktion von Nation zu untersuchen, ohne dabei von einer *natürlichen* Existenz von Nationen auszugehen. Die Vorteile einer solchen Unter-

1 Im weiteren Verlauf der Arbeit wird deutlich, dass die Vorstellung von Nation mit den Kategorien Ethnizität und *race* insbesondere im deutschen Diskurskontext Überschneidungen aufweist bzw. sich die Differenzkategorien Nationalität, Ethnizität und *race* intersektional miteinander verbinden (vgl. Kapitel 3.3). Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Begriffen Ethnizität und *race* und eine Problematisierung der Verknüpfung der Begriffe mit essentialistischen Vorstellungen von Gleichheit und Differenz siehe Sökefeld (2007).

scheidung für eine sozialkonstruktivistische Nationsforschung werden von Rogers Brubaker und Frederick Cooper im folgenden Ausschnitt noch einmal betont:

»Nation« is a widely used category of social and political practice. Appeals and claims made in the name of putative ›nations‹ – for example, claims to self-determination – have been central to politics for a hundred-and-fifty years. But one does not have to use ›nation‹ as an analytical category to understand and analyze such appeals and claims. One does not have to take a category inherent in the practice of nationalism – the realist, reifying conception of nations as real communities – and make this category central to the theory of nationalism. [...] one can analyze ›nation-talk‹ and nationalist politics without positing the existence of ›nations‹ [...]. (Brubaker und Cooper 2000, S. 5)

Die Praxis des Nationalismus beschreiben Brubaker und Cooper hier als realistische, verdinglichende Konzeption von Nationen als real erfahrene Gemeinschaften, ohne die darin enthaltene Kategorie der Nation aus analytischer Perspektive als essentiell aufzufassen. Eine Analyse der Handlungspraxis des Nationalismus impliziert für sie also explizit nicht die Existenz von Nationen als primordiale Entitäten, sondern unterstreicht vielmehr deren sozial-konstruierten Charakter bei gleichzeitiger Berücksichtigung der realen Erfahrbarkeit von Nation im Alltag, welche so der Forschung zugänglich gemacht wird. Das hier von Brubaker und Cooper vorgebrachte Verständnis von Nationalismus als Handlungspraxis, die zur realistischen, verdinglichenden Konzeption von Nationen als real erfahrbare Gemeinschaften beiträgt, ist für die vorliegende Arbeit zentral. Entlang dieser Definition wird untersucht, wie durch die Handlungspraxis des Nationalismus Deutschland als real erfahrbare Kategorie konstruiert wird.

Brubakers Kritik des *groupism* findet sich in ähnlicher Form auch in der Kritik an einem *methodologischen Nationalismus* (Beck 1997; Beck und Grande 2007; Chernilo 2006; Wimmer und Glick Schiller 2002) westlicher Gesellschaftstheorie wieder. Als Untersuchungseinheit gelte hier vielfach der Nationalstaat, der unhinterfragten Annahme folgend, »dass sich Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur nahtlos ineinander fügen« (Beck und Grande 2007, S. 189). Diese unreflektierte Setzung des Nationalstaates als quasi-natürliche Einheit sei zudem häufig gepaart mit einer Universalisierung von im Kontext westlicher Nationalstaaten generierter Theorie sowie mit einer Abwertung davon abweichender, nicht-westlicher Gesellschaften. Des Weiteren liefen jene Kontexte, die sich nicht in das nationalstaatliche Schema einfügten, Gefahr, unsichtbar zu bleiben (Weiß 2017, S. 13). Auch die vorliegende Arbeit, die die Konstruktion von Nation am Beispiel Deutschlands untersucht, muss sich mit der Gefahr eines methodologischen Nationalismus auseinandersetzen. Der Kritik an einer unhinterfragten Gleichsetzung von Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur wird in dieser Arbeit mit dem sozialkonstruk-

tivistischen Ansatz begegnet, der die Dekonstruktion einer vermeintlich primordialen Einheit seinerseits ins Zentrum stellt. Die kontextuell wie auch zeitlich begrenzte Aussagekraft der gewonnenen Einsichten wiederum, gilt es zu reflektieren und sichtbar zu machen. In dieser Arbeit gewonnene Erkenntnisse über Praktiken der Konstruktion von Deutschland lassen sich in der Folge nicht unmittelbar über den Untersuchungskontext Deutschland hinaus universalisieren (Houben und Rehbein 2022, S. 19). Während aber ein »methodologischer Kosmopolitismus« (Beck und Grande 2007; Weiß 2010) als vielversprechender Ansatz erscheint, die Dominanz der Kategorie des Nationalstaates in der sozialwissenschaftlichen Forschung aufzubrechen und auch davon abweichende Kontexte sichtbar zu machen und untersuchen zu können, gilt es die Berechtigung auch der vorliegenden Studie mit Fokus auf Deutschland gleichwohl zu betonen. Hilfreich ist hierbei erneut Brubakers Unterscheidung in Handlungskategorie und Analyse-kategorie. Während es Nation als Analyse-kategorie zu dekonstruieren und somit auch der Kritik eines methodologischen Nationalismus zu entsprechen gilt, muss gleichwohl anerkannt werden, dass die Erfahrungsebene von Nation auch in Deutschland eine gesellschaftlich bedeutsame ist und dass die soziale Konstruktion von Deutschland wie auch Identifikationsprozesse mit Deutschland gesellschaftlich relevante Strukturen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse (re-)produzieren, deren Analyse auch innerhalb einer zunehmend globalisierten Welt notwendig erscheint, wie bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit argumentiert wurde.

Als ein weit verbreitetes Konzept der sozialwissenschaftlichen Nationsforschung lässt sich das der *nationalen Identität* ausmachen. Nationale Identität wird dabei insofern als eine Form *sozialer Identität* (Tajfel 1974; Tajfel und Turner 1986; Turner et al. 1994; Reicher und Hopkins 2001) verstanden, als dass sie die Identifikation mit einer Gruppe, hier der Nation beschreibt. Mit George Herbert Mead (1934) lässt sich Identität vor allem als Resultat gesellschaftlicher Interaktionen und Übernahme von Haltungen des generalisierten Anderen verstehen. Als ME, I und SELF beschreibt Mead drei Teile der sozialen Struktur des Selbst, die sich durch die Ausrichtung am generalisierten Anderen ausbilden. Identität ist hier somit nicht als etwas dem Individuum qua Geburt Inhärentes, sondern als sich in der Interaktion mit anderen Individuen entwickelnd zu begreifen. Richard Jenkins zufolge, der sich in seiner Theorie vor allem auch auf Mead bezieht, müssen wir Identität »als einen Prozess des ›Seins‹ oder ›Werdens‹ verstehen. Die eigene Identität [...] ist nie eine endgültige oder festgelegte Angelegenheit« (Jenkins 2008, S. 17). Dabei beschreibt Jenkins jegliche Form von Identität als sozial, um den Stellenwert der Interaktion mit anderen Individuen und der Gesellschaft bei der Herausbildung zu betonen. Für Jenkins ist zudem neben der Annahme der Gleichheit auch die Differenz zentrales Element von Identität, beinhalten Identitätskonstruktionen vor allem auch Distinktionsprozesse, also die Konstruktion eines differenten Außen (Jenkins 2008, 16ff).

Die bereits von Mead beschriebene Dynamik des Identitätskonzeptes erscheint auch hinsichtlich aktueller Debatten um den Begriff der nationalen Identität zentral. So hat ähnlich wie für den Begriff der Nation beschrieben, auch das Konzept der nationalen Identität die Tendenz, in Alltagsgesprächen, politischen Analysen, Medienberichten und auch Teilen der Forschung als eine primordiale und feste Entität aufgefasst zu werden. Auf die Fallstricke einer solchen Konzeptualisierung geht Peter Wagner mit seinem Hinweis auf Zeitlichkeit als »Grundproblematik« (1999, S. 68) des Identitätsbegriffs ein:

»Die Beschwörung von ›gemeinsamer Geschichte‹, beispielsweise in Theorien nationaler Identität, ist eine Vorgehensweise, die immer in der jeweiligen Gegenwart vorgenommen wird – als eine spezifische Repräsentation der Vergangenheit, die diese mit Blick auf die Schaffung von Gemeinsamkeiten bearbeitet. Dieses Vorgehen mag durchaus ›funktionieren‹ in dem Sinne, dass der Gedanke von Zusammengehörigkeit und Nähe von unterschiedlichen Menschen in der Gegenwart geschaffen wird. Aber es ist nicht die Vergangenheit in der Form ›gemeinsamer Geschichte‹, die diese Wirkung produziert, sondern die gegenwärtige Interaktion zwischen denjenigen, die vorschlagen, die Vergangenheit als etwas Geteiltes anzusehen, und denjenigen, die sich davon überzeugen lassen und diese Repräsentation für ihre eigene Orientierung in der sozialen Welt annehmen. [...] Die gegenwärtige Welt ist weder schlicht ›da‹ noch durch die Vergangenheit vorherbestimmt; sie ist die Schöpfung aus einer Vielfalt von Möglichkeiten, die in dem gerade vergangenen Moment bestanden. Jedes Schreiben über Identität ist in Gefahr, ein Fest-Schreiben, ein Still-Stellen zu werden, das diesem Charakter der Welt und der Menschen in ihr nicht gerecht werden kann.« (Wagner 1999, 70f)

Auf der Zeitachse suggeriere Identität also eine Gleichheit zwischen Vergangenheit und Gegenwart, eine Kontinuität, die jedoch nicht als gegeben angenommen werden könne, sondern erst im Prozess der Benennung von Identität hervorgebracht werde. Hilfreich ist erneut Brubakers Unterscheidung in Handlungs- und Analyse-kategorien, um der von Wagner beschriebenen Gefahr der Festschreibung zu begegnen. Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit nationaler Identität vermag dann den Prozess zu untersuchen, wie Menschen sich mit einer Nation identifizieren, ohne dabei aus analytischer Perspektive weder Nation noch Identität als primordial gegebene Größen anzunehmen. Vielmehr ist von Interesse, wie gerade durch den Prozess der Identifikation die Nation als Einheit mit einer gemeinsamen Geschichte und Kultur imaginiert wird. Handlungsbegriffe wie nationale Identifikation oder Identitätskonstruktion vermögen es dabei, den dynamischen und prozessualen Charakter von Identität noch einmal zu betonen.

Dass ein dynamisches Verständnis von Identität innerhalb sozialpsychologischer Forschung keineswegs Konsens ist, beschreibt Thomas Kühn. Er weist

darauf hin, dass innerhalb des sozialpsychologischen Mainstreams häufig noch ein abgeschlossenes Kulturverständnis transportiert werde. Hybridität werde dem Individuum selbst zwar immer mehr zugestanden, etwa, wenn Personen sich aufgrund von Migration mit mehreren Nationen identifizierten, Nationen würden jedoch weitestgehend als abgeschlossene, feste Entitäten konzeptualisiert, als etwas außerhalb des Individuums real Bestehendes, mit dem man sich identifizieren könne (Kühn 2015a, S. 105). Kühn fordert hingegen eine stärkere Auseinandersetzung mit Brüchen und Ambivalenzen im Verhältnis zwischen Subjekt und Nation und schließt damit an aktuelle Gegenwartsdiagnosen an. Vor dem Hintergrund zunehmender Globalisierungs- und Individualisierungstendenzen (Beck und Beck-Gernsheim 1994; Beck 1986, 1997) misst Kühn dem Identitätsbegriff eine neue Relevanz bei. Er begreift ihn als einen »Schlüsselbegriff«, um Formen des Umgangs mit den sich den Individuen in spätmodernen Gesellschaften stellenden Herausforderungen durch Ambivalenzen und biographische Unsicherheiten auch theoretisch zu erschließen und diese als lebenslangen Prozess zu begreifen (Kühn 2015a, S. 91). Der Kontext der Spätmoderne und die sich darin zeigende Fragmentierung sämtlicher Lebensbereiche ist auch bei Heiner Keupp (2008) und Keupp et al. (2002) zentral, auf die sich Kühn in seiner Arbeit bezieht. Vor dem Hintergrund der Spätmoderne entwickeln Keupp et al. ein Modell der *alltäglichen Identitätsarbeit*. Damit beschreiben sie die sich den Individuen der Spätmoderne stellende Aufgabe, unterschiedliche Teilidentitäten in verschiedenen Lebensbereichen wie beispielsweise Familie und Beruf kohärent miteinander zu vereinen. Neben Kohärenz werden Anerkennung und Authentizität als drei zentrale Modi alltäglicher Identitätsarbeit beschrieben, die von den Autor*innen als »Indizien für eine »gelungene Identität« (Keupp et al. 2002, S. 267) betrachtet werden. Der Begriff *Identitätsarbeit* unterstreicht hier erneut die Dynamik und das Prozesshafte von Identität. Im Hinblick auf Identifikationsprozesse mit der Nation führt Kühn wiederum den Begriff der *ambivalenten nationalen Identität* (Kühn 2021, 2020, 2015a, 2014a, 2014b) ein, um das dynamische und nicht immer eindeutige Verhältnis zwischen Individuum und dem Konstrukt der Nation zu charakterisieren. Nationale Identität wird hier ebenso wenig wie Nation als eine feste Entität, sondern als geprägt durch Mehrdeutigkeit und situative Bedingtheit verstanden. Empirisch begründet Kühn dies mit der Erfahrung, dass in Interviews zum Thema nationale Identität neben einer bewussten Reflexion der Bedeutung von Nationalität vor allem unreflektierte Bezüge zur eigenen Nationalität deutlich und in der Folge immer wieder ambivalente Formen der Identifikation sichtbar würden.

Kühn formuliert vier Grundannahmen, die seiner Auffassung nach zentral für ein Verständnis ambivalenter nationaler Identität seien. Erstens beruhten nationale Identitäten auf einem »social imaginary« (Taylor 2003). Statt sich national definierte Kulturstandards (Thomas 2005) oder Kulturdimensionen (Hofstede 1980) anzuschauen, wie es insbesondere innerhalb jener Sozialpsychologie bzw. kulturver-

gleichenden Psychologie, die eng mit dem Praxisfeld interkultureller Kommunikation im Arbeitskontext verbunden ist, noch weit verbreitet sei, plädiert Kühn für ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Nation und stellt die Frage, »wie in der Bevölkerung Bilder von der eigenen Nationalität und der damit verbundenen kulturellen Zugehörigkeit gezeichnet werden« (Kühn 2015a, S. 107). Dieser Frage soll auch im Rahmen dieser Arbeit nachgegangen werden. Als theoretischer Rahmen wird hierfür eine poststrukturalistische Auffassung von Sprache als Sinn und Bedeutung konstruierende Praxis herangezogen. Konkret werden in Kapitel 3.1 die Begriffe Repräsentation, Diskurs, interpretatives Repertoire, Differenz und hegemoniale Formation als hilfreiche Konzepte eingeführt.

Zweitens begreift Kühn die Konstruktion von Nationalität als durch kollektive Symbole und nationale Narrative vermittelt (Kühn 2015a, S. 108). Hier erscheint es hilfreich, einen Kultur-narratologischen Ansatz zu Hilfe zu ziehen, mit dem sich Narrative als eine wesentliche Form der sozialen Bedeutungsgenerierung begreifen lassen. Mieke Bal (2002) geht von einer prozesshaften und iterativen gesellschaftlichen Produktion von Bedeutung durch Narrative aus. Diese vermöchten es auch, heterogene Aspekte zu einer Einheit zusammenzufassen, indem sie ihnen einen übergeordneten Sinn gäben. Narrative hätten somit das Potential, soziale Konflikte und gegenteilige Interessen auszubalancieren. Bal begreift sie als »kulturelle Kraft«, die »uns dazu befähigt, aus einer chaotischen Welt und den in ihr stattfindenden unverständlichen Ereignissen Sinn herauszuholen« (Bal 2002, S. 9). Demnach beschreiben Narrative also nicht nur sinnhaft unsere Umwelt, sondern brächten vielmehr selbst diesen Sinn hervor. Ansgar Nünning spricht in diesem Sinne auch von der performativen, Realität konstruierenden oder gar Welt erschaffenden Funktion von Erzählungen (2012, S. 145). Narrative seien dabei die Grundlage von konstituierenden Identitäts- und Differenzpolitiken. Einheit und Unterschiedlichkeit, Bilder vom Selbst und vom Anderen würden narrativ erzeugt. Entlang einer solchen Kultur-narratologischen Perspektive lässt sich jenseits von festen Kulturstandards erneut eine dynamische Perspektive auf Nation und nationale Identität betonen.

Nach Kühn hat nationale Identität drittens eine normative Bedeutung für die alltägliche Lebensführung. So biete Nationalität Ordnung und Orientierung im Alltag und sei die Grundlage, auf der eine individuelle moralische Landkarte entwickelt werde (Kühn 2015a, S. 109).

Viertens stehe nationale Identität in einem Spannungsverhältnis zu anderen Formen spätmoderner kollektiver Identitäten. Interessant für die Forschung sei hierbei sich anzuschauen, »wann die Zuordnung zu einer Nation für Lebensläufe eher von Relevanz wird, wann sie bewusst vorgenommen und wann sie eher in den Hintergrund gerückt wird« (Kühn 2015a, S. 112). Als Beispiel für alternative Formen kollektiver Identität führt Kühn das des*der Kosmopolit*in an. Wie bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit angeführt, spricht Kühn in diesem Zusammenhang auch von »kosmopolitischen Masken« (2021, S. 61), um auszudrücken, dass die häu-

fig von deutschen Staatsbürger*innen betonte Distanz zu Deutschland und eine alternative Identifikation mit einer transnationalen, kosmopolitischen Identität eine Selbsttäuschung hinsichtlich der Relevanz nationalstaatlicher Strukturen auch für die eigene Biographie und Lebensführung darstelle und dadurch soziale Ungleichheit verschleierte. Entscheidend sei hierbei, eine entweder-oder-Perspektive zu überwinden:

»[...] aus sozialpsychologischer Perspektive [muss es eher darum gehen, sich] damit auseinanderzusetzen, wie das kollektive Symbol des ›Kosmopoliten‹ in nationale Identitätskonstruktionen integriert wird und wann Befragte die Reflexion ihrer alltäglichen Lebensführung eher mit nationaler und wann eher mit kosmopolitischer Zugehörigkeit in Verbindung bringen.« (Kühn 2015a, S. 113)

Es stelle sich somit die Frage, wie die Konstruktion nationaler Zugehörigkeit mit der Konstruktion alternativer kollektiver Zugehörigkeiten verwoben werde. Zudem gälte es zu untersuchen, inwiefern durch situativ bedingtes Betonen oder Ausblenden von nationaler Zugehörigkeit soziale Ungleichheit unsichtbar gemacht werde. So kann sowohl die Betonung einer nationalen Einheit, in der vermeintlich keine Differenzen existieren, als auch die Identifikation als Kosmopolit*in und damit einhergehende Nicht-Reflexion von innerhalb eines nationalen Referenzrahmens erworbenen sozialen oder ökonomischen Ressourcen, die eine dem Nationalstaat entthobene Perspektive teilweise erst ermöglichen, soziale Ungleichheit unsichtbar machen. Während das Thema soziale Ungleichheit in sozialpsychologischer Forschung zu nationaler Identität häufig ausgeblendet werde, wie auch in Kapitel 2.3.2 noch einmal dargestellt wird, solle es im Ansatz der ambivalenten nationalen Identität mitgedacht werden, so Kühn (Kühn 2014a, 2015a).

Eine – wie hier beschriebene – sozialkonstruktivistische Perspektive auf Nation und nationale Identität und ein Verständnis von Nationalismus als Konstruktionspraxis dient einerseits der Dekonstruktion einer essentialistischen Konzeptualisierung von Nation und nationaler Identität, birgt andererseits jedoch auch die Gefahr, den Zusammenhang von Nation und Macht- sowie Herrschaftsverhältnissen, beispielsweise in Form von Ausschluss oder Marginalisierung, auszublenden. Die Einsicht, dass es sich bei Nationen und nationaler Identität um soziale Konstrukte und nicht um primordiale Entitäten handelt, sollte nicht mit der Auffassung einhergehen, dass deren Ausformung beliebig sei, noch sollten reale Erfahrungen von Nation, Zugehörigkeit, Ausschluss, Marginalisierung oder Dominanz ignoriert werden. Nationalstaatliche Institutionen wie beispielsweise eine nationale Gesetzgebung, nationale Grenzregime oder eine national geframte soziale Ungleichheit beeinflussen wesentlich die Wirkmächtigkeit bestimmter nationaler Narrative wie auch die alltäglichen Erfahrungen einzelner Individuen und deren Möglichkeit, gehört zu werden oder überhaupt Teil der Gemeinschaft zu sein (Butler und Spivak 2010). In

diesem Zusammenhang betonen Ehnis et al., dass sich Identitätskonstruktion nicht als individuelle und ausschließlich selbstbestimmte Praxis begreifen lasse. Vielmehr finde sie in einem diskursiven Rahmen statt, der bestimmte Subjektkonstitutionen, moderiert durch hegemoniale Kategorien sozialer Ungleichheit, begünstige und andere ausschließe (2015, S. 152). Damit im Einklang arbeitet Kühn heraus, dass vermeintlich autonome Lebenslaufentscheidungen von Subjekten häufig bestehende gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduzierten, indem genau das von den Subjekten als authentisch und im Einklang mit der eigenen Identität empfunden werde, was ihnen gesellschaftlich auch nahegelegt werde (Kühn 2015b, S. 234). Hinsichtlich einer solchen Reproduktion von Strukturen sozialer Ungleichheit erscheint es zudem erforderlich, nationale Identität nicht ausschließlich als Resultat von Prozessen der Identifikation zu begreifen, sondern zudem die Rolle von Fremdzuschreibungen in den Blick zu nehmen. Eine Perspektive auf nationale Zugehörigkeit als ausschließlich selbstgewählte Identifikationsfigur im Besonderen und die durch eine sozialkonstruktivistische Perspektive vermeintlich suggerierte Deutungsmacht des Individuums im Allgemeinen, lässt sich so infrage stellen. Auf diesen Aspekt weist auch Reese-Schäfer hin:

»Zweifellos ist jede soziale Tatsache Ergebnis einer sozialen Konstruktion von Wirklichkeit – sie verliert dadurch aber nicht ihre Tatsächlichkeit. Diese Tatsächlichkeit hat einen Doppelcharakter. Der eine ist die eigene individuelle, oft sozialisationsmäßig und lebensgeschichtlich vorgeprägte Entscheidung, für sich selbst eine bestimmte Identitätsform anzunehmen, sich also in einem wichtigen Aspekt der eigenen Persönlichkeit als Franzose, Brite, Homosexueller oder Landwirt zu verstehen. Soziale Tatsachen haben aber die vertrackte Eigenschaft, nicht bloß und in erster Linie auf eigenen Entscheidungen zu beruhen, sondern vielmehr Zuschreibungen anderer zu sein, gegen die nur sehr selten und nur in sehr liberalen Kontexten eine erfolgreiche Gegenwehr möglich ist.« (Reese-Schäfer 1999, 7f)

Reese-Schäfer betont hier die Macht der Fremdzuschreibung. Neben der Identifikation ist sie maßgeblich an der (Re-)Produktion von Nation und damit zusammenhängenden Vorstellungen von nationaler Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit beteiligt. Die Konstruktion von Nation und nationaler Identität ist in der Folge nicht beliebig. Und genauso wenig wie man durch persönliche Ablehnung von Nationen im Allgemeinen oder Deutschland im Besonderen den nationalstaatlichen Rahmen verlassen kann, sagt eine persönliche Identifikation mit einer Nation allein noch nichts darüber aus, ob Teilhabe an den nationalstaatlichen Institutionen auch gewährt wird, welchen Status das Subjekt innerhalb der nationalen Gemeinschaft erhält oder wie stabil die Zugehörigkeit ist. Praktiken der Konstruktion von Nation und nationaler Identität lassen sich aus dieser Perspektive nur verstehen, wenn sie

nicht individualistisch, sondern als eingebettet in gesellschaftliche Strukturen und Diskurse betrachtet werden, die dem Konstrukt der Nation und darin enthaltenen Ungleichheitsverhältnissen eine relative Stabilität geben.

Abschließend gilt es zusammenfassend festzuhalten, dass es sich bei Nation ebenso wie bei nationaler Identität um soziale Konstrukte handelt. Aufgrund der Tendenz in unterschiedlichen Diskursbereichen Nation wie auch Identität als stabile und abgeschlossene Konzepte zu begreifen, werden die Begriffe in dieser Arbeit nicht als Analysekatégorien (Brubaker 1996) verwendet. Die Dynamik, das Prozesshafte und das Soziale von Identität lassen sich wiederum stärker durch die aktiven Begriffe Identifikation bzw. Identitätskonstruktion betonen. An Brubaker und Cooper (2000) anknüpfend, sollen Praktiken nationaler Identifikation in dieser Arbeit als eine Form von Nationalismus, verstanden als Handlungspraxis der Verdinglichung des Konstruktes Nation untersucht werden. Die oben entlang von Kühn (2021, 2020, 2015a; Kühn 2014a) beschriebene Erweiterung des Identitätsbegriffs um den Aspekt der Ambivalenz betont dabei, dass Praktiken nationaler Identifikation nicht immer gleichförmig verlaufen, sondern Brüche aufweisen und sich sowohl aus reflektierten vor allem aber auch unreflektierten Anteilen speisen. Das Konzept der ambivalenten nationalen Identität beschreibt eine Vielstimmigkeit im Diskurs um Nation wie auch in den Individuen selbst und thematisiert zudem den Zusammenhang von Praktiken nationaler Identitätskonstruktion und der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Sich aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive Identifikationsprozesse mit Deutschland anzuschauen, bedeutet für diese Arbeit, sich die Frage zu stellen, welche Vorstellungen von Deutschland durch die jeweilige Praxis erzeugt und temporär verfestigt werden. Ein poststrukturalistisches Verständnis von Sprache als Sinn und Bedeutung generierende Praxis aber auch als Form der (Re-)Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen (Hall 2013) scheint hierfür geeignete Analysekonzepte zu liefern, die in Kapitel 3.1 eingeführt werden. In Kapitel 3.3 wiederum werden Grundlagen der soziologischen Ungleichheitsforschung skizziert und mit dem Konzept der symbolischen Grenzziehung (Lamont 1994; Lamont und Molnár 2002) ein Ansatz vorgestellt, mit dem die Reproduktion sozialer Ungleichheit mit Praktiken nationaler Identitätskonstruktion zusammengedacht werden kann. Die Erweiterung des Begriffs Nationalismus in dieser Arbeit um den Zusatz *der Mitte* stellt eine Spezifizierung dar, die ein Zusammendenken von Praktiken nationaler Identifikation mit Strukturen sozialer Ungleichheit kennzeichnet. So wird anhand eines Samples, das es zuvor entlang von Kategorien sozialer Ungleichheit zu beschreiben gilt (vgl. Kapitel 4.1.3), untersucht, wie nationale Identitätskonstruktionen einerseits durch soziale Ungleichheit strukturiert werden, aber auch wie andererseits die Praxis eines Nationalismus selbst zu einer Reproduktion dieser Strukturen, zu einem Dualismus aus Zugehörigkeit und Ausschluss, aus Zentrum und Peripherie beiträgt.

2.2 Ankertheorien der kognitiven Wende: *imagined communities* und *banal nationalism*

Das breite Forschungsfeld der Nationsforschung nach der im vorherigen Kapitel bereits beschriebenen *kognitiven Wende* (Brubaker 2009, S. 32) lässt sich grob betrachtet in jene Ansätze unterteilen, die sich primär dem Entstehungskontext von Nationen widmen und jene, die sich mit der Persistenz von Nationalstaaten beschäftigen. Während sich erstere auf den Vorgang der Definition von Nationen, das *nation-building* konzentrieren, steht die alltägliche Praxis der Reproduktion von Nationen im Zentrum der letzteren (Surak 2012, S. 172). Als prominente Vertreter jener ersten Sichtweise gelten Benedict Anderson (1983), Ernest Gellner (1983), Eric Hobsbawm (1990), John Breuilly (1994) oder Anthony Smith (1986). Mit ihrem makro-historischen Fokus auf meist von Eliten gesteuerte Prozesse nehmen die Autoren eine *top-down* Perspektive auf »nation-building or destroying« (Surak 2012, S. 172) ein und fokussieren vor allem die *offiziellen* Großserzählungen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen die Entstehungsbedingungen von Nationen. Einen anderen Fokus legen jene zahlreichen aktuellen Ansätze, die sich die routinierten Formen der Reproduktion von Nationen anschauen. Grundlage dieser Forschungsansätze, aus denen unter anderem das Konzept der »Everyday Nationhood« (Fox 2006; Fox und Miller-Idriss 2008; Skey und Antonsich 2017; Fox 2017) hervorgegangen ist, stellt die von Michael Billig aufgestellte Theorie des »banal nationalism« (Billig 1995) dar, der sich weniger den Entstehungskontext von Nationen anschaut, sondern vielmehr die Umstände der Persistenz von Nationen in einem Zeitalter, das von Globalisierung und vor allem in westlichen Demokratien einem vermeintlichen Bedeutungsverlust von Nation gekennzeichnet ist (Duchesne 2018). Während auch Billigs Ansatz tendenziell als *top-down* Betrachtung der Konstruktion von Nation zu verstehen ist – Billig analysiert die Relevanz von nationalen Symbolen oder die Rolle von Medien – nimmt der Ansatz der *Everyday Nationhood* eine *bottom-up* Perspektive ein und fokussiert insbesondere die Reproduktionspraxis von Nation durch Personen ohne offizielle Repräsentationsfunktion. Im Folgenden sollen das Konzept der *imagined communities* sowie das des *banal nationalism*, die als einflussreiche Ankertheorien der gegenwärtigen konstruktivistischen Nationsforschung zu erachten sind, in ihren Grundzügen beschrieben werden.

Als zentraler Bezugspunkt der kognitiven Wende in der Nations- und Ethnizitätsforschung gilt vor allem Benedict Andersons (1983) Ansatz, Nationen als *imagined communities* zu begreifen. Nationen lassen sich hier dahingehend als vorgestellte Gemeinschaften verstehen, als dass die meisten Mitglieder dieser Gemeinschaft einander weder persönlich kennen noch jemals begegnen werden, die Nation als Einheit also nur imaginiert und nicht manifest ist. Und gleichwohl entwickeln die meisten Mitglieder ein Gefühl von nationaler Zugehörigkeit wie auch eine Vorstellung dessen, wer oder was nicht dazu gehört. Anderson fokussiert in seiner Analyse der

Entstehung von Nationen makro-historische Prozesse und beschreibt beispielsweise die Entwicklung des Print-Kapitalismus als eine maßgeblich treibende Kraft des *nation-buildings* (Anderson 1983, S. 36). Dieser habe dazu beigetragen, dass die Vorstellung einer nationalen Gemeinschaft eng an einen gemeinsamen Diskursraum geknüpft sei. Beispielhaft sei hierfür die nationale Tageszeitung angeführt, die einerseits innerhalb eines nationalstaatlichen Territoriums verfügbar ist und somit Menschen, die sich unter anderem auch aufgrund von räumlicher Distanz niemals begegnen werden, gleichwohl in ihrem Konsum nationaler Nachrichten vereint und die andererseits in der Auswahl von relevanten Nachrichten vor allem einen nationalen Diskursraum konstruiert und reproduziert. Die Auffassung von Nationen als vorgestellte Gemeinschaften unterstützt somit eine sozial-konstruktivistische Perspektive, aus der heraus Nationen keine festen Entitäten bilden, sondern vielmehr das Resultat einer sozialen Sinnkonstruktion sind, eingebettet in makro-historische Prozesse, die deren Konstitution begünstigen.

Als zweite zentrale Bezugstheorie der aktuellen Nationsforschung lässt sich Michael Billigs (1995) Theorie des *banal nationalism* ausmachen. Sie ist Teil einer *diskursiven Wende* (»discursive turn«) (Antonsich und Skey 2017, S. 2), indem der Fokus hier auf die Frage gerichtet wird, wie Nationen erzählt und reproduziert werden. Diese Praxis der (Re-)Produktion von Nationen nennt Billig Nationalismus. Im wissenschaftlichen und politischen Diskurs werde Nationalismus vor allem als Problem der Anderen konzeptualisiert, sei es der anderen nicht westlich-demokratischen Länder oder der als *extrem* verstandenen Nationalist*innen in *unserer* Gesellschaft (Billig 1995, 16f).² Mit dem Konzept des banalen Nationalismus begründet Billig wiederum eine Perspektive, die es ermöglicht, sich jenseits eines *heißen Nationalismus* (Billig 1995, 46ff) oder *extremer* nationalistischer Bewegungen und Individuen (Billig 1995, S. 49) auch jene kaum bemerkbaren, alltäglichen und von den Akteuren häufig unreflektierten Formen von Nationalismus, verstanden als alltägliche Reproduktionspraxis von Nationen, anzuschauen. In der Folge rücken etablierte demokratische Nationen (»established, democratic nations«) (Billig 1995, S. 93) in den Fokus der Analyse. Die Relevanz des Nationalen erscheint im Alltag dort kaum wahrnehmbar und ist nach Billigs Analyse dennoch allgegenwärtig: »The metonymic image of banal nationalism is not a flag which is being consciously waved with fervent passion; it is the flag hanging unnoticed on the public building.« (Billig 1995, S. 8) Damit fokussiert Billig in seiner Konzeptualisierung von banalem Nationalismus den häufig unreflektierten Diskursrahmen, der den Alltag von Personen innerhalb eines etablierten Nationalstaates in einer nationalstaatlich organisierten Welt maßgeblich prägt und der zudem durch die Alltagspraxis von jenen Individuen

2 Das Phänomen Nationalismus vor allem als Praxis der Anderen zu begreifen, wird in Kapitel 6.3.1 noch einmal ausführlich auf Grundlage der in dieser Arbeit ausgewerteten Interviews behandelt.

häufig unreflektiert reproduziert wird. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen für Billig dabei eher kleine, alltägliche Worte als leidenschaftliche Reden, wie beispielsweise die Verwendung von *wir* oder *hier* in den täglichen Nachrichten, die deiktisch auf einen nationalen Referenzrahmen verweisen und damit eine Natürlichkeit dieses Rahmens vorgeben (Billig 1995, 93f). Diese alltägliche und überwiegend unreflektierte Reproduktionspraxis nennt Billig »flagging the Homeland« (Billig 1995, S. 93) und untersucht deren Wirkung auch empirisch mittels einer Analyse von britischen Tageszeitung an einem gewöhnlichen Tag. Zentral für die Bedeutungsgenerierung sei innerhalb eines nationalen Diskursrahmens zudem Differenz. »There can be no ›us‹ without a ›them‹. [...] The national community can only be imagined by also imagining communities of foreigners.« (Billig 1995, 78f). Der Fremde wiederum ist mit Julia Kristeva gesprochen »the one who does not belong to the state in which we are, the one who does not have the same nationality« (Kristeva 1991, S. 96). Die Verwendung von *wir* oder *hier* impliziert folglich immer auch ein nationales Außen, etwas Anderes, das nicht Teil des bezeichneten nationalen *Wir* ist und außerhalb der imaginierten Einheit liegt.

2.3 Spannungsfelder der Nations- und Nationalismusforschung

Die im vorherigen Kapitel skizzierten einflussreichen Konzepte *imagined communities* und *banal nationalism* dienen der gegenwärtigen konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung als Ankertheorien und sind zudem Ausgangspunkt für kontroverse Debatten und theoretische Weiterentwicklungen. Im Folgenden werden innerhalb des durch die beiden Theorien aufgespannten Feldes einer konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung fünf Spannungsfelder identifiziert, die für die vorliegende Arbeit zentral erscheinen. Die Beschreibung der Spannungsfelder dient zunächst der fokussierten Darstellung des Forschungsstandes. Dabei werden zudem Leerstellen aufgezeigt und hilfreiche Anknüpfungspunkte zu weiteren Bezugstheorien aufgezeigt, die im Anschluss in Kapitel 3 vorgestellt werden. Zu den Spannungsfeldern zählt erstens, die Differenzierung des Analysefokus auf Eliten bzw. gewöhnliche Leute sowie die Forderung, beide Ebenen als sich wechselseitig bedingend aufzufassen (Kapitel 2.3.1). Zweitens findet sich die Forderung, Nation als heterogene Kategorie zu betrachten und dabei insbesondere auch Theorien sozialer Ungleichheit zu berücksichtigen (Kapitel 2.3.2). Das Dritte Spannungsfeld wird durch einen Exkurs in die Rechtspopulismus- und Rechtsextremismusforschung mit einem Fokus auf den dort zu findenden Begriff der Mitte aufgemacht. In diesem Kontext angestellte Überlegungen zum Verhältnis der Konstrukte Mitte und Rand erweisen sich auch für die konstruktivistische Nations- und Nationalismusforschung als fruchtbar (Kapitel 2.3.3). Viertens wird für ein strukturelles Verständnis von Nationalismus plädiert, das alltäglichen

Nationalismus vor allem auch mit einer Praxis der Reproduktion von Herrschafts- und Gewaltverhältnissen zusammendenkt (Kapitel 2.3.4). Abschließend wird fünftens das Aufbrechen einer rein kognitiven Perspektive auf den Entstehungs- und Aufrechterhaltungsprozess von Nationen sowie eine stärkere Berücksichtigung von Affekten und Emotionen gefordert.

2.3.1 *Everyday Nationhood* und die Differenzierung zwischen Eliten und gewöhnlichen Leuten

Ausgehend von der kognitiven und diskursiven Wende (Brubaker 2009; Skey und Antonsich 2017) in der Nationsforschung lässt sich in der aktuellen Forschungslandschaft zunehmend eine Verschiebung von einer theoretisierenden Beschäftigung mit Nationen auf der Makroebene hin zu vielfältigen Formen der empirischen Erforschung feststellen, die Repräsentationen, lokalisierte Formen der Bedeutungsgenerierung, Widersprüchlichkeiten oder kontextualisierte Fallstudien in den Blick nehmen (Skey 2009, S. 333). Zentral ist dabei die Einsicht, dass Nation keine abstrakte, ausschließlich von Eliten definierte Idee darstellt, sondern als kulturelle Praxis im Alltag untersucht werden muss (Reicher und Hopkins 2001, S. 15). So analysiert beispielsweise Tim Edensor die Bedeutung von ikonischen Automodellen und der alltäglichen, habitualisierten Praxis des Autofahrens vergleichend in Großbritannien und Indien und begreift dies als Formen der Konstruktion von Nation und nationaler Identität (Edensor 2002, 2004). Kirstin Surak untersucht die Praxis des Tee-Trinkens in Japan als Form der Konstruktion von Nation und nationaler Zugehörigkeit (Surak 2013, 2012). Michael Skey geht davon aus, dass Nationen sich zunehmend durch Kommerz, Konsum und den Markt artikulieren und analysiert Markierungen von Nation unter anderem auf alltäglichen Konsumgütern in Großbritannien (Skey 2017). Auch Robert Foster begreift Warenkonsum als ein wesentliches Feld der Konstruktion von Nation und nationaler Identität und richtet dabei den Fokus auf Papua-Neuguinea (Foster 2002). Mirca Madianou analysiert den Zusammenhang von Nachrichtenkonsum und nationaler Identität auf der Grundlage ethnographischer Feldforschung in Athen (Madianou 2005). »Wie der Fußball Deutsche macht« untersucht wiederum Sven Ismer anhand der Fernseh-Berichterstattung über die Fußball-Weltmeisterschaft der Männer 2006 in Deutschland (Ismer 2016). Deutlich wird bereits anhand dieser begrenzten Auflistung aktueller empirischer Untersuchungen die Diversität innerhalb der Forschung an untersuchten Formen kultureller, häufig alltäglicher (Re-)Produktionspraxis von Nationen wie auch eine Vielzahl an untersuchten nationalen Kontexten.

Der Ansatz der »Everyday Nationhood« (Fox und Miller-Idriss 2008; Fox 2006, 2017; Skey und Antonsich 2017) bündelt zahlreiche aktuelle Forschungsansätze, die ausgehend von Billigs Theorie ihren Fokus ebenfalls auf die Ebene des Alltags legen. Im Zentrum stehen auch hier die häufig unscheinbaren Formen von Nationalismus:

»This kind of nationalism has gone underground. It's there, just beneath the surface, underpinning the social order without requiring, or indeed even permitting, any tinkering [...]. This is the realm of the unconscious, the unreflexive: nationhood not as an object of purposeful manipulation, but as an underlying and unspoken set of assumptions about the way things are.« (Fox 2017, S. 28)

Während der Fokus auf den Alltag im Ansatz der *Everyday Nationhood* also von Billig übernommen wird, stellt die Hinwendung zur Mikroebene wiederum eine Neuerung dar (Antonsich 2016; Duchesne 2018). Stehen im Konzept des banalen Nationalismus vor allem nationale Institutionen im Zentrum der Untersuchung richtet sich der Fokus der Untersuchung nun auf »ordinary people« (Fox und Miller-Idriss 2008, S. 537), also *gewöhnliche Leute* im Gegensatz zu einflussreichen Eliten, die sich innerhalb eines nationalen Referenzrahmens befinden und diesen durch ihr alltägliches Handeln aufrechterhalten. Während hegemoniale Bilder von Nation zu einem großen Teil von politischen Eliten und Institutionen bestimmt würden, sei die alltägliche Praxis von gewöhnlichen Leuten ebenso zentral für die Konstruktion und Reproduktion von Nationen: »The nation and its derivatives are not simply discrete objects traded in elite discourse or constructed by the state; they are also everyday processes; ways of doing, seeing, talking and being that implicate, enact, ratify, and uphold a national view of the world« (Fox und Miller-Idriss 2008, S. 554).

Die Vorstellungen von Nation und die nationale Handlungspraxis gewöhnlicher Leute entsprächen dabei nicht immer jenem durch Eliten vorgegebenen Konstrukt. Empirisch verdeutlichen dies Cynthia Miller-Idriss und Bess Rothenberg (2012) anhand ihrer Studie zu alltäglichen Formen der Konzeptualisierung von nationaler Zugehörigkeit in Deutschland. Anhand von semi-strukturierten Interviews, die mit gewöhnlichen Deutschen zu Beginn der 2000er Jahre geführt wurden, arbeiten sie das komplexe Verhältnis zwischen dem Individuum und dem Konzept der Nation heraus. Dabei zeigt sich mitunter eine Diskrepanz zwischen individueller Alltagspraxis, hegemonialen Erzählungen sowie Vorstellungen über Deutschland und Deutschsein. Deutlich wird dies vor allem entlang der Emotionen Stolz und Scham. So zeigen die Autorinnen auf, dass das individuelle Empfinden nicht immer den gesellschaftlich hegemonialen Normvorstellungen entspricht. Erst durch die Perspektive von unten wird deutlich, dass es sich bei Nation und nationaler Zugehörigkeit nicht immer um eindeutige, sondern vor allem um von Ambivalenz geprägte Konzepte handelt.³ Von einer Diskrepanz zwischen dem distanzierten Antwortverhalten in einer Interviewstudie, in der gewöhnliche Briten dazu aufgefordert wurden, über *dieses Land* (»this country«) zu sprechen und der nicht eingetroffenen Erwartung, in dem beschriebene Setting auf Äußerungen von Nationalstolz zu treffen, be-

3 Auf die Rolle von Emotionen im Kontext von Nation wird in Kapitel 2.3.5 noch einmal gesondert eingegangen.

richtet wiederum Susan Condor (2000) und bekräftigt damit ebenfalls die Relevanz einer Forschungsperspektive von unten. Gleichwohl ließen sich auch in den Interviews Formen von banaalem Nationalismus finden. So gelte es neben den von Billig fokussierten institutionalisierten Diskursen stärker auch die Alltagspraxis gewöhnlicher Leute in den Blick zu nehmen.

Kristin Surak (2012) wiederum hält eine Trennung in Mikro- und Meso-Ebene einerseits und Makro-Ebene andererseits sowie in der Folge eine Missachtung der jeweils anderen Ebene für künstlich und nicht geeignet, die soziale Konstruktionspraxis von Nation in ihrer Komplexität zu erfassen. Während der Ansatz der *Everyday Nationhood* eine notwendige Erweiterung der konstruktivistischen Nationsforschung dahingehend darstellt, dass er auch die alltägliche Konstruktionspraxis von Personen, die keine offizielle Repräsentationsfunktion für die Nation übernehmen, in den Blick nimmt und deren Wirkmacht betont, gilt es wiederum Surak folgend, nicht ausschließlich eine solche Perspektive von unten zu applizieren, sondern sowohl Aspekte der Definition von Nation als auch solche der Reproduktion in einer Forschungsperspektive zu integrieren. Auch Reicher und Hopkins betonen, dass die kulturelle Praxis der Konstruktion von Nation zwar maßgeblich auf den alltäglichen Erfahrungen von Menschen aufbaue, diese Erfahrungen jedoch ihrerseits durch bestimmte hegemoniale Vorstellungen im Diskurs über Nation strukturiert würden und gleichzeitig auch den Diskurs beeinflussten (Reicher und Hopkins 2001, S. 15). Eine Integration der Forschungsperspektiven von oben und unten wiederum ist zentraler Bestandteil der Studie von Brubaker et al. (2006) in einem transsilvanischen Dorf. Dort werden einerseits die erhitzte nationalistische Rhetorik im politischen Diskurs und andererseits die Alltagserfahrungen von Personen ohne offizielle Repräsentationsfunktion für die Nation untersucht. Die Autor*innen kommen zu der Einsicht, dass beide Ebenen miteinander verbunden, jedoch keineswegs identisch sind. Nationalität und Ethnizität wiederum begreifen sie als gemeinsames Produkt alltäglicher Erfahrungen, politischer Auseinandersetzungen und kultureller Artikulationsformen und betonen dabei, dass beide Kategorien auf der Individuums-Ebene keineswegs immer salient seien. Vielmehr steht im Zentrum der Untersuchung, ob und in welchen Situationen ein nationaler Rahmen zur Sinnkonstruktion verwendet wird. Um die Perspektiven von oben und unten auch konzeptuell zu integrieren schlägt Surak (2013, 2012) wiederum den Begriff des *nation-work* vor: »Whether in service of a nationalist ideology or enacting a mundane form of collective existence, the social labor of objectifying the abstract concept ›nation‹ may be termed nation-work. This postulation allows the two fields to be unified in a single framework [...].« (Surak 2012, S. 173) Statt zwischen Konstruktion auf der Makro-Ebene und Reproduktion auf der Mikro- bzw. Meso-Ebene soll hier zwischen Ansätzen der Definition und jenen der Verkörperung von Nation auf sämtlichen Ebenen unterschieden werden:

»Definition concerns the linguistic acts of designating characteristics that identify a nation, while embodiment pertains to the physical enactment of the nation in everyday life. Since language is an embodied capacity and what is corporeal relies on linguistic interpretation to move beyond tacit understanding, the difference between them is not hard and fast, yet serves to distinguish between principally expository and principally performative ways of concretizing nations.« (Surak 2012, 173f)

Linguistische Akte der Definition von Nation vermögen es, eine Wirklichkeit hervorzubringen, mit der sich die Subjekte auseinandersetzen müssten. Bei der Verkörperung der Nation wiederum handle es sich um performative Repräsentationen der Nation. Verkörperungen seien dabei abhängig von Definitionen, da sie diese als Orientierungsrahmen verwendeten. »In pedagogical contexts, embodiment takes the form of cultivation, where people become better members of the nation, often by mimicking a practice, or sensibility, previously defined as national.« (Surak 2012, S. 175) Das Körperliche ist somit ebenfalls als diskursiv zu verstehen, indem auch auf dieser Ebene Bedeutung erzeugt wird.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die im Ansatz der *Everyday Nationhood* vollzogene Hinwendung zu der alltäglichen Reproduktionspraxis von Nation durch sogenannte gewöhnliche Leute ein notwendiges Aufbrechen einer einseitigen Forschungsperspektive von oben darstellt. Durch Suraks Kritik wiederum wird deutlich, dass durch die Gegenüberstellung von sogenannten gewöhnlichen Leuten und Eliten der komplexe Zusammenhang beider Ebenen nicht ausreichend abgebildet wird. Überzeugend erscheint an Suraks Argumentation insbesondere die Einsicht, dass sich Makro-, Meso- und Mikro-Ebene wechselseitig bedingen und sich die Konstruktion und Reproduktion von Nation daher auch nicht ausschließlich auf einer dieser Ebenen vollziehen kann, eine einseitige Forschungsperspektive in der Folge Lücken hinterlassen würde. Diese Einsicht soll auch in die vorliegende Arbeit mit einfließen. Und so wird bei der Analyse der Interviews wiederholt auch auf innerhalb des Diskurses um Deutschland wirkmächtig erscheinende Zitate offizieller Repräsentant*innen von Deutschland zurückgegriffen, auch wenn diese in den Interviews selbst nicht explizit benannt werden, das in den Interviews Gesagte aber gleichwohl implizit auf diese verweist und dadurch auch die Verknüpfung der Ebene von Personen mit und ohne offizieller Repräsentationsfunktion durch einen gemeinsamen Diskursraum sichtbar wird. In Kapitel 3.1 werden mit Rückgriff auf den Poststrukturalismus geeignete Begriffe und Konzepte beschrieben, um die Herstellung von Bedeutung durch Sprache zu untersuchen. Sprache wird dabei durch den Diskursbegriff nicht als bloßer linguistischer Akt verstanden, sondern vielmehr als in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingebettet und diese wiederum auch reproduzierend. Die von Surak vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Definition und Verkörperung von Nation scheint gleichwohl

nicht immer trennscharf, wie Surak selbst dahingehend beschreibt, als dass es sich auch bei der Verkörperung um performative Akte der Bedeutungsgenerierung handeln könne, Sinn also auch im Akt der Verkörperung hergestellt wird. Im Kontext dieser Arbeit wird daher nicht systematisch zwischen Akten der Definition und solchen der Verkörperung unterschieden. Mit der in Kapitel 2.3.5 beschriebenen Hinwendung zu Affekten und Emotionen im Kontext der Nation und dem in Kapitel 3.2 beschriebenen Ansatz der *affective practice* nach Sara Ahmed (2014b) wiederum, soll gleichwohl eine primär auf kognitive Aspekte ausgerichtete Nationsforschung auch um ein Verständnis der Verkörperung durch Emotionen und Affekte von Nation erweitert werden. Mit dem noch näher vorzustellenden Ansatz der *affective practice* lassen sich Emotionen dabei nicht als prädiskursiv, sondern als ebenfalls Realität-erschaffend auffassen und darauf aufbauend, die performative, Sinn hervorbringende Funktion von Emotionen untersuchen.

2.3.2 Nation als heterogene Kategorie: Die Notwendigkeit einer Perspektive sozialer Ungleichheit

Forschungsansätze, die die *bottom-up* Konstruktionspraxis von Nation untersuchen, wie das im vorherigen Unterkapitel vorgestellte Konzept der *Everyday Nationhood*, aber auch integrative Ansätze, die neben der Mikro- und Meso-Ebenen die Relevanz der Makro-Ebene gleichermaßen berücksichtigen, haben nicht nur das Potential, Differenzen zwischen den Konzeptionen von Nation durch Personen ohne offizielle Repräsentationsfunktion einerseits und Personen mit offizieller Repräsentationsfunktion oder Institutionen andererseits aufzuzeigen (Miller-Idriss und Rothenberg 2012; Condor 2000). Auch lassen sich hier Homogenitätsvorstellungen über die Nation im Allgemeinen dekonstruieren. Während im Konzept des banalen Nationalismus noch eine Staat-zentriert Auffassung von Nationalität vorherrscht, die Homogenitätsvorstellungen eher begünstigt, werden im Ansatz der *Everyday Nationhood* vor allem eine mitunter diverse menschliche Handlungspraxis (»human agency«) und differente Interaktionen in den Blick genommen (Antonsich 2016, S. 32). In der Folge wird das Bild von singulären und intern homogenen Nationen durch diese Fokussierung notwendigerweise aufgebrochen. Um einer homogenisierenden und dadurch vereinfachenden Perspektive auf Nation und nationale Zugehörigkeit entgegenzuwirken und die Vielstimmigkeit im Diskurs sichtbar zu machen, erscheint eine empirisch gestützte statt ausschließlich Theorie-basierte Untersuchung der mitunter heterogenen Konstruktionspraktiken zentral (Langer und Kühn 2020). Dieser Maßgabe folgt unter anderem Kühn, der mit seinem bereits in Kapitel 2.1 vorgestellten Konzept der *ambivalenten nationalen Identität* beschreibt, dass die Konstruktionspraxis von Nation und nationaler Identität nicht immer eindeutig und konsistent ist. Anhand von Interviewstudien mit gewöhnlichen Leuten in Deutschland und Brasilien arbeitet er heraus, dass Vielstimmigkeit und

Ambivalenz nicht nur zwischen unterschiedlich positionierten Individuen bzw. auf Diskurs-, sondern selbst auf Individuumsebene zum Tragen kommen und erst im Dialog mit gesellschaftlichen Normvorstellungen verständlich werden. So sei nationale Identität keineswegs als konsistentes, abgeschlossenes und zeitlich stabiles Konzept zu verstehen, sondern maßgeblich durch Ambivalenz geprägt und dabei kontext- und situationsspezifisch (Kühn 2020, 2015a, 2014a, 2014b).

Auch Billig baut, wie in Kapitel 2.2 beschrieben, seine Theoriebildung zumindest teilweise auf einer empirischen Untersuchung auf. Gleichwohl kritisiert Skey an der von Billig durchgeführten Studie zum *flagging the homeland* in britischen Tageszeitungen die zugrunde liegende Annahme einer homogenen Leser*innen-schaft. Die Analyse der Reproduktion von Nation durch nationale Nachrichten ermögliche noch keine Aussage darüber, wie diese durch eine heterogene Leser*innenschaft aufgenommen würden. Vielmehr gelte es, die jeweiligen sozio-politischen Kontexte, darin begründete unterschiedliche Formen der Identifizierung und Kategorisierung und den Grad, zu dem diese Formen Bedeutung erlangen, stärker zu berücksichtigen (Skey 2009, S. 338). Zu diesem Schluss kommt auch Madianou, die sich fragt, welche Rolle Medien bei der Artikulation von Identitäten überhaupt spielten und dabei ein simples *Transmissions-Modell* infrage stellt (Madianou 2005, S. 7). Aus der Medienanalyse herausgearbeitete Diskursaussagen lassen sich demnach nicht eins zu eins als Identitätsartikulationen der Leser*innenschaft interpretieren. Diese auf die Möglichkeiten und Grenzen der Aussagekraft von Medienanalysen bezogenen Überlegungen zur Heterogenität von Leser*innenschaft eröffnen darüber hinaus den Blick auf eine heterogene Empfänger*innenschaft jeglicher nationaler Botschaften im Alltag. So ist davon auszugehen, dass unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen vor allem entlang der in westlichen Gesellschaften hegemonialen Differenzkategorien Klasse, *race* oder Gender mit einer differenten Disposition einhergehen, von dem Konstrukt der Nation berührt zu werden und auch zu unterschiedlichen Formen der Konstruktion und Reproduktion von Nation in Form von einer differenten nationalistischen Handlungspraxis führen.

Die durch das Präfix *banal* von Billig vorgenommene Spezifizierung von Nationalismus stellt auch eine Abgrenzung dar. Als Abgrenzungsfläche gilt vor allem ein heißer Nationalismus. Die allzu feste Verbindung des jeweiligen Konzeptes mit etablierten westlich-demokratischen Nationalstaaten einerseits und davon abweichenden Gesellschaften andererseits birgt die Gefahr, den jeweils beschriebenen Kontext als homogen und abgeschlossen zu imaginieren. Skey hält hierbei vor allem die Nichtberücksichtigung von sozioökonomischen Faktoren für problematisch und betont die Notwendigkeit, stärker auch situative und temporale Dynamiken innerhalb der jeweiligen Kontexte zu untersuchen, als dies in der gegenwärtigen Forschung der Fall sei: »It may be necessary to incorporate wider socio-economic factors (which have been sometimes neglected in theories of the

nation) into any framework used to analyse the emergence of banal forms of nationhood.« (Skey 2009, S. 341) Als positives Beispiel führt er Andreas Wimmer an. Dieser beschreibt die Zentralität der Einführung von Sozialsystemen in zahlreichen europäischen Nationalstaaten für den Prozess der nationalen Integration der Arbeiter*innenklassen und die zunehmende Relevanz der Grenzziehung zwischen nationalem Innen und Außen entlang der Kategorie Ethnizität. Kämpfe um Teilhabe am Sozialstaat sowie die zunehmende Ausgrenzung der als ethnisch Andere konstruierten Migrant*innen seien wiederum als Folge dieser Entwicklungen zu verstehen (Wimmer 2006). Erst die Berücksichtigung von sozioökonomischen Faktoren ermöglicht es, Formen von heißem und banalem Nationalismus nicht einzelnen, vermeintlich homogenen Nationalstaaten zuzuschreiben, sondern als hegemoniale gesellschaftliche Strömungen zu einer bestimmten Zeit und in einem spezifischen gesellschaftlichen Kontext zu begreifen. So können beispielsweise Kriege, Hungersnöte oder Migrationsbewegungen gravierende Veränderungen auf makrostruktureller Ebene hervorrufen und dafür sorgen, dass auch in vermeintlich etablierten Nationalstaaten banale und heiße Formen von Nationalismus in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen und sich als gesellschaftlich dominante Bewegungen ablösen (Hutchinson 2006).

Die Berücksichtigung von sozioökonomischen Faktoren ermöglicht die Dekonstruktion der Vorstellung von Nation als homogene und zeitlich stabile Formation. Der Fokus der bisher geschilderten Ansätze liegt dabei jedoch primär auf hegemonialen gesellschaftlichen Prozessen auf der Makro-Ebene und damit verbunden auf sich erhitzenden oder abkühlenden Formen von Nationalismus als gesellschaftlich dominanten Bewegungen. Darüber hinaus gilt es, unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen von Individuen innerhalb desselben nationalstaatlichen Rahmens zu einem bestimmten Zeitpunkt und deren Auswirkungen auf eine nationalistische Handlungspraxis zu reflektieren. Während, wie im folgenden Kapitel noch näher beschrieben wird, innerhalb jener Nationalismusforschung, die sich auf heiße Formen von Nationalismus bzw. extreme Nationalist*innen und nationalistische Bewegungen fokussiert, die Differenzierung der untersuchten Akteur*innen entlang sozioökonomischer und milieuspezifischer Aspekte zentral ist, fehlt diese im Ansatz der *Everyday Nationhood*. Die hier im Zentrum stehenden gewöhnlichen Leute erscheinen vielfach eine neutrale, nicht näher beschriebene gesellschaftliche Position einzunehmen. Dabei scheint die primäre Verortung von Differenz zwischen der Gruppe der gewöhnlichen Leuten und jener der Eliten damit einherzugehen, dass die Heterogenität innerhalb der Gruppe der gewöhnlichen Leute entlang von Kategorien sozialer Ungleichheit nicht ausreichend berücksichtigt und systematisch untersucht wird. Da die im Ansatz der *Everyday Nationhood* betonte Heterogenität der hier untersuchten menschlichen Handlungspraktiken und Interaktionen (Antonsich 2016) also nicht explizit mit Kategorien sozialer Ungleichheit zusammengebracht wird, bleibt der Begriff unklar. Und so lässt sich Skeys auf die Makroebene

bezogene Forderung einer dynamischen Perspektive auf heiße und banale Formen von Nationalismus auf die Mikroebene erweitern: Sozioökonomische und weitere sozialstrukturelle Faktoren sind nicht nur entscheidend, um heißen und banalen Nationalismus als gesamtgesellschaftlich dominante Phasen mit unterschiedlicher Intensität und wechselnder Dynamik zu verstehen. Vielmehr sollten sie auch zu einer näheren Beschreibung der im Ansatz der *Everyday Nationhood* im Zentrum stehenden Gruppe der gewöhnlichen Leute beitragen. Die zumeist unreflektierte Verwendung des Begriffs gewöhnlich trägt wiederum zu einer Normalisierung und Hegemonialisierung der nationalistischen Praxis der so bezeichneten Personen bei. Nicht untersucht wiederum wird, dass auch das Gewöhnliche ein umkämpftes Imaginativ ist, das vor allem durch die diskursive Abgrenzung vom Bild des Extremen entsteht und sich dadurch auch stabilisiert. Durch diese Leerstelle droht die Beschreibung der nationalen Handlungspraxis der sogenannten gewöhnlichen Menschen zur Hegemonialisierung und Normalisierung selbiger beizutragen, die dann eben nicht mehr als sozialstrukturell spezifische, sondern vermeintlich neutrale, unmarkierte Handlungspraxis verstanden wird. In der vorliegenden Arbeit soll einer unreflektierten Setzung des Begriffs des Gewöhnlichen in Abgrenzung vom Extremen entgegengewirkt werden. Dafür gilt es in Kapitel 4 das untersuchte Sample zunächst entlang von sozialstrukturellen Kategorien zu beschreiben. Zudem steht im Zentrum der Untersuchung die Analyse der Konstruktions- und Hegemonialisierungspraxis des Konzeptes der Mitte, das Vorstellungen von Gewöhnlichkeit und Normalität enthält, die es sichtbar zu machen und in ihrer Funktion bei der Reproduktion von sozialer Ungleichheit zu reflektieren gilt.

Um einer im Ansatz der *Everyday Nationhood* drohenden Homogenisierung der Gruppe gewöhnlicher Leute in Abgrenzung von Eliten entgegenzuwirken gilt es, neben der Berücksichtigung von sozioökonomischen Faktoren auch auf den Einfluss der Differenzkategorien *race* und Ethnizität hinzuweisen. So erscheint die Intensität, mit der nationale Zugehörigkeit im Alltag erfahren wird und damit einhergehend auch ins Bewusstsein tritt, stark mit der sozialen Positionierung entlang der Differenzachsen *race* bzw. Ethnizität verbunden zu sein. Wenn mich beispielsweise andere Personen regelmäßig fragen, in welchem Land ich geboren wurde und mit dieser Frage mir eine von der hegemonialen Norm abweichende Ethnizität bzw. *race* und eine zur deutschen differente Nationalität zuschreiben, ist das Bewusstsein über die Relevanz von Nationalität als Differenzkategorie möglicherweise ausgeprägter, als wenn ich mich als *weiß*⁴ Person zudem in Kreisen bewege, in denen

4 Die in dieser Arbeit verwendete kursive Schreibweise von *weiß* soll darauf hinweisen, dass es sich hierbei nicht um eine Beschreibung von Hautfarbe, sondern von einer vermeintlich unmarkierten Position innerhalb einer durch *race* hierarchisch strukturierten Gesellschaft handelt.

auch aus ideologischen Gründen die Bedeutung von Nation als relativ gering aufgefasst wird. Die Verknüpfung von Vorstellungen nationaler (Nicht-)Zugehörigkeit ist im Diskurs besonders eng mit Vorstellungen von *race* und Ethnizität verbunden (Babliar 1991; Brubaker 2009; Calhoun 1993). Dies gilt insbesondere auch für den deutschen Diskursraum, wo Vorstellungen von nationaler Zugehörigkeit auch historisch stark vom *ius sanguinis* im Gegensatz zum *ius soli* geprägt sind (Brubaker 2002a). Im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs diskutierte Konzepte wie etwa dem der *post-migrantischen Gesellschaft* (Foroutan 2016; Mecheril 2014; Yildiz und Hill 2014) oder der *superdiversen Klassengesellschaft* (El-Mafaalani 2022a), die hinsichtlich der Differenzkategorien *race* und Ethnizität als Folge von Migrationsbewegungen die Heterogenität von Deutschland als Einwanderungsgesellschaft betonen und somit auch zu einer Dekonstruktion der Gleichsetzung von Nationalität und Ethnizität bzw. *race* beitragen, haben es bislang nicht in den gesellschaftlichen Mainstream geschafft. Vielmehr hält sich selbst in der hegemonialen Migrationsforschung die Vorstellung von ethnisch homogenen Nationen, vor deren Hintergrund Migration als »Marker für Fremdheit« aufgefasst wird (Glathe und Gorriahn 2022, S. 10). »Die Exklusivität solcher Erzählungen macht Migration zu einem abgesonderten Forschungsfeld der fremden Minderheiten am Rand der Gesellschaft und konstruiert ihren Gegenpart – die (weiße) sesshafte Nation als Zentrum – gleich mit«, so Manuela Bojadžijev und Regina Römhild (2014, S. 10). Aufgabe einer »kritischen Migrationsforschung« (Labor Migration 2014) sei es wiederum, unter anderem diese Homogenitätsvorstellung bezüglich sowohl der Konstrukte Ethnizität wie auch Nation zu dekonstruieren.

Eine hilfreiche konzeptuelle Unterscheidung unterschiedlicher Formen nationaler Handlungspraxis, die dazu beitragen kann, Heterogenität unter sogenannten gewöhnlichen Leuten systematisch mitzudenken, liefert Surak. Ihre Kritik an einer unzulänglichen Vorstellung von intern homogenen Nationen teilt sie zunächst mit dem Ansatz der *Everyday Nationhood*. Als Grund für diese Homogenitätsannahme führt sie jedoch nicht die unzureichende Analyse einer mitunter diversen Alltagspraxis gewöhnlicher Menschen im Unterschied zu Eliten an, sondern kritisiert an der gegenwärtigen konstruktivistischen Nationsforschung primär eine Überfokussierung auf Formen der Grenzziehung zwischen einem nationalen Wir und den Anderen. Differenzen innerhalb der vorgestellten Gemeinschaft gerieten so aus dem Blickfeld. Dabei konstituierte sich das Bild der homogenen nationalen Einheit erst entlang von interner Heterogenität (Surak 2012, S. 177). Indem unpassende Mitglieder der Gemeinschaft als solche und damit als Teil der Peripherie dargestellt würden, werde das hegemoniale Bild der Einheit gefestigt. Um eine einseitige Fokussierung auf Grenzziehungen zwischen einem nationalen Innen und einem Außen zu überwinden, schlägt Surak vor, drei unterschiedliche Mechanismen der Grenzziehung zu unterscheiden: Die erste von ihr herausgearbeitete Form der Grenzziehung stellt die zwischen einem nationalen Wir und den Anderen dar. Surak nennt sie Di-

stinktion. Zweitens die Spezifikation. Nationale Zugehörigkeit werde hier um andere Gruppenzugehörigkeiten, insbesondere *race* bzw. Ethnizität, Klasse und Gender spezifiziert. Teil des hegemonialen Bildes von nationaler Zugehörigkeit sei dabei häufig das der höheren Klassen, beispielsweise hinsichtlich einer klassenspezifischen kulturellen Praxis. Wie zuvor beschrieben, sind insbesondere im deutschsprachigen Diskursraum hegemoniale Vorstellungen von Deutschsein zudem maßgeblich mit *Weißsein* verbunden. Als dritte Form der Grenzziehung schlägt Surak die Differenzierung vor. Hierbei handle es sich um eine graduelle Bewertung der Qualität nationaler Zugehörigkeit, etwa im Sinne eines*r guten Bürgers*in, um eine Beschreibung des Grades der Annäherung an ein Ideal.

Suraks Ansatz, unterschiedliche Formen der Grenzziehung explizit zu machen und insbesondere auf der Ebene der Spezifikation auch mit Kategorien sozialer Ungleichheit zusammenzudenken erscheint dabei hilfreich, um die im Ansatz der *Everyday Nationhood* noch diffuse Konzeption heterogener menschlicher Handlungspraxis, die zur Konstruktion von Nation und nationaler Zugehörigkeit im Sinne eines banalen Nationalismus beiträgt, zu konkretisieren. Er verdeutlicht das Zusammenspiel der wirkmächtigen Behauptung einer homogenen Nation mit einer Praxis der Reproduktion und gleichzeitigen Verleugnung interner Heterogenität, die sich auch im Konzept der gewöhnlichen Leute wiederfindet. Die von Surak als Spezifikation und Differenzierung beschriebenen Mechanismen interner Grenzziehung erscheinen dabei jedoch nicht immer trennscharf. So ist die Möglichkeit der Annäherung an eine idealtypische Form nationaler Zugehörigkeit, die Surak Differenzierung nennt, auch durch eine Positionierung entlang von *race*, Klasse und Gender also Kategorien der Spezifizierung bedingt. Das Idealbild nationaler Zugehörigkeit beschreibt eine gesellschaftlich hegemoniale Vorstellung, etwa die einer *weißen* Mittelschichtspraxis, und der Grad der Annäherung an das Idealbild ist in der Folge auch bedingt durch eine Ausstattung mit gesellschaftlich relevanten Ressourcen.

Die Integration einer Perspektive sozialer Ungleichheit in die konstruktivistische Nations- und Nationalismusforschung, durch die Differenz dezidiert entlang von Ungleichheitskategorien wie Klasse, *race* oder Gender untersucht und auch gesellschaftlich hegemoniale Positionen wie jene der *weißen* Mittelschicht explizit benannt werden können, erscheint dringend erforderlich, so der in der vorliegenden Arbeit eingenommene Standpunkt. Dabei erscheint es hilfreich, Suraks Ausführungen durch den Hegemonie Begriff zu ergänzen (vgl. Kapitel 3.1). Aufgrund der beschriebenen mangelnden Trennschärfe wird im Folgenden die von Surak beschriebene Dreiteilung der Grenzziehung nicht weiterverfolgt. Relevant erscheint jedoch das Zusammenwirken von Distinktion, Spezifikation und Differenzierung, die in ihrer Gesamtheit die Aushandlung eines gesellschaftlich hegemonialen Verständnisses von nationaler Zugehörigkeit beschreiben, oder mit anderen Worten, die Konstruktion und Verfestigung eines Zentrums in Abgren-

zung aber auch in Abhängigkeit von einer Peripherie. Sich entlang von Klasse, *race* und Gender zeigende soziale Ungleichheit geht in diesem Zusammenhang auch mit der differentiellen Wirkmacht eines bestimmten Nationalismus einher. Während im Dualismus aus Elite und gewöhnlichen Leuten im Ansatz der *Everyday Nationhood* vor allem auf die differente Reichweite der beiden Gruppen verwiesen wird, gilt es zudem die Gruppe der gewöhnlichen Leute stärker zu differenzieren. So soll in dieser Arbeit auch entlang der Interviews nachvollzogen werden, welche Vorstellungen von Deutschland gesellschaftlich hegemonial erscheinen und welche eher als partikuläre Ansichten gelten sowie wie sich hierin wiederum Strukturen sozialer Ungleichheit äußern. Empirisch herauszuarbeiten, was ein hegemoniales Verständnis von Deutscheins umfasst, aber auch, wie die Formation aus Zentrum und Peripherie hergestellt wird, ist also Aufgabe der sich anschließenden Analyse. Ein Nationalismus der Mitte beschreibt dann die Praxis, diese hegemoniale Formation zu definieren, zu Reproduzieren und zu ihr positioniert zu sein. Dabei gilt es, das Verhältnis von Alltagspraxis sogenannter gewöhnlicher Menschen und gesellschaftlich dominanter Macht- und Herrschaftsverhältnisse, beispielsweise entlang von *race* oder Klasse, als sich wechselseitig beeinflussend zu begreifen. So erscheint Alltagspraxis einerseits durch soziale Positionierung und darin begründete Erfahrungen bestimmt zu sein. Beispielsweise ist anzunehmen, dass das Verhältnis zu einem nationalstaatlichen Sozialsystem wesentlich dadurch bestimmt wird, ob eine Person eine Erwerbsarbeit hat oder Unterstützung in Form von Arbeitslosengeld vom Staat beantragen muss. Lässt sich der Nationalstaat im ersten Szenario im Alltag weitestgehend ausblenden, erscheint er im zweiten alltagsbestimmend. Beide Positionen existieren parallel innerhalb desselben nationalstaatlichen Rahmens und können möglicherweise mit einer differentiellen nationalen Handlungspraxis einhergehen, die sich jedoch nicht notwendigerweise entlang der Konzepte heißer und banaler Nationalismus unterscheiden muss. Andererseits gilt es, eine Perspektive einzunehmen, entlang derer auch soziale Positionierungen selbst als durch nationale Handlungspraxis hergestellt und verfestigt aufgefasst werden können, so die zentrale These dieser Arbeit. Durch eine bestimmte Form nationaler Handlungspraxis wird nicht nur Nation konstruiert und reproduziert, sondern auch eine gesellschaftliche Ordnung. Ein Nationalismus der Mitte konstruiert nicht nur die Nation als different von einem nationalen Außen auf eine für diese Mitte, verstanden als Identitätskategorie, die mit Statusgewinnen einhergeht, spezifische Art und Weise, sondern stellt auch eine Distinktionspraxis zu den als solche imaginierten Ränder der Nation dar. Um geeignete Begriffe für eine derart ausgerichtete Analyse zu erlangen, wird in Kapitel 3.3 auf die soziale Ungleichheitsforschung eingegangen sowie der Ansatz der symbolischen Grenzziehung (Lamont und Molnár 2002; Lamont 1995; Lamont 1994) eingeführt. Zudem wird in Kapitel 3.1 das Konzept der hegemonialen Formationen (Laclau und Mouffe 2006) beschrieben.

2.3.3 Der Begriff der Mitte in der Forschung zu Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in Deutschland

Während, wie im vorherigen Kapitel argumentiert, das Konzept der *Everyday Nationhood* und insbesondere das dort im Zentrum stehende Konstrukt der sogenannten gewöhnlichen Leute von einer Perspektive sozialer Ungleichheit profitieren würde um einer drohenden Homogenisierung entgegenzuwirken, scheint die Untersuchung des Einflusses von sozioökonomischen und milieuspezifischen Aspekten von Personengruppen auf deren Beteiligung an nationalistischen Bewegungen ein Kernproblem jener Forschung darzustellen, die sich auf heißen Nationalismus bzw. extreme Nationalist*innen konzentriert. Zu diesem Schluss kommt auch Özkırmılı: »It has been generally recognized that nationalist movements draw upon different constituencies, in uneven ways, and there has been a large body of work analysing various aspects of these movements, such as their class compositions, the levels of education of their participants and so on.« (Özkırmılı 2000, 203f) Zur Kontrastierung des vorherigen Kapitels soll im Folgenden die gegenwärtige Rechtspopulismus- und Rechtsextremismusforschung in Deutschland skizziert werden, mit einem Fokus auf dem sich hier zeigenden Stellenwert von sozioökonomischer und milieuspezifischer Differenzierung. Dabei ist insbesondere auch die Diskursivierung des Begriffs der Mitte von Interesse, der dahingehend eine inhaltliche Überschneidung mit dem im Ansatz der *Everyday Nationhood* verwendeten Konstrukt der gewöhnlichen Leute aufweist, als dass beide Begriffe vorgeben, eine gesellschaftliche Normalität zu beschreiben. Im vorliegenden Kapitel erfolgt eine Reflexion der hegemonialen Bedeutung des Mitte-Begriffs innerhalb eines Diskurses, der Nationalismus und Extremismus als exklusives Phänomen der so verstandenen Ränder der Gesellschaft auffasst. Da Rechtspopulismus und Rechtsextremismus selbst keine zentralen Konzepte dieser Arbeit sind, wird an dieser Stelle auf eine differenzierte Begriffsbestimmung jeweils verzichtet. Eine begriffliche Unschärfe dabei in Kauf nehmend, sollen die Konzepte im Rahmen dieser Arbeit stellvertretend für Formen von heißem Nationalismus stehen, insofern als es sich vielfach um von den Akteur*innen reflektierte und vor allem auch intendierte nationalistische Handlungspraktiken und Positionierungen handelt. Ein solch heißer Nationalismus dient im Diskurs als Abgrenzungsfläche insbesondere auch der Definition von Mitte, die wiederum als frei von Nationalismus aufgefasst wird. Dass eine eindeutige Abgrenzung gleichwohl nicht möglich ist, die Grenzziehung selbst wiederum einen zentralen Bestandteil der Identifizierung mit dem Konzept der Mitte darstellt und als Teil der Handlungspraxis eines Nationalismus der Mitte aufzufassen ist, wird in diesem und auch den folgenden Kapiteln herausgearbeitet. In dieser Arbeit dient der Begriff der Mitte wiederum der Spezifizierung eines als strukturell und alltäglich aufgefassten Nationalismuskonzeptes (vgl. auch Kapitel 2.3.4).

Während extremistische und rechtspopulistische Bewegungen zunehmend an Bedeutung in unterschiedlichen europäischen und amerikanischen Ländern gewinnen, nehmen auch die sozialwissenschaftlichen Untersuchungen der regional spezifischen Ausprägungen und Ursachen des Phänomens zu (vgl. u.a. Brubaker 2017; Bude und Staab 2017; Decker et al. 2022a; Decker et al. 2015; Fox und Vermeersch 2010; Jörke und Nachtwey 2017; Miller-Idriss 2018). In Deutschland konzentriert sich die Forschung vor allem auf den Aufstieg der rechtspopulistischen Partei AfD. Zur Erklärung der Etablierung der Partei in den letzten Jahren in deutschen Parlamenten haben sich, makrostrukturelle Bedingungen und Veränderungen in den Blick nehmend, vor allem drei Ansätze durchgesetzt (Rippl und Seipel 2018, S. 238). Erstens findet sich unter dem Begriff »Postdemokratie« (Crouch 2010) die Annahme, dass der Rückzug nationaler Regierungen im Zuge der voranschreitenden Globalisierung und Ökonomisierung zu einem Vertrauensverlust der Bevölkerung in nationalstaatliche, demokratische Institutionen sowie in die etablierten demokratischen Parteien geführt haben und in der Konsequenz rechtspopulistische Parteien mehr Zustimmung erlangen konnten. Der zweite Ansatz ist ökonomischer Natur. Die Modernisierungsverliererthese untersucht, inwieweit ökonomische Veränderungsprozesse und eine in der Folge zunehmende gesellschaftliche Ungleichheit als Gründe für die zunehmenden Wahlerfolge der AfD gelten können (Lengfeld 2018, 2017; Rippl und Baier 2005; Tutić und Hermann 2018). Im Fokus stehen dabei somit vor allem die unteren Schichten bzw. die vom Abstieg bedrohten Teile der Mittelschicht. Heinz Bude und Philipp Staab halten Rechtspopulismus wiederum vor allem für die Folge von Mikroturbulenzen, »die die Lebensführungsmodelle der mittleren Soziallagen der Gegenwart prägen« (2017, S. 187). Während ein Abstieg aus der Mittelschicht zwar eine vielfach gefühlte Angst sei, lasse sich dieser innerhalb sozialwissenschaftlicher Forschung in Deutschland kaum als signifikant nachweisen. Jedoch habe sich der Abstand zwischen oberer und unterer Mittelschicht vergrößert, was für Personen aus der Mittelschicht eine ständige Statusarbeit notwendig mache, die wiederum mit Statusstress verbunden sei. Die Autoren vertreten in der Folge die These, dass es sich bei rechtspopulistischen Protestbewegungen, »um ein praktisches Ausprobieren neuer politischer Allianzen in der gesellschaftlichen Mitte handelt« (Bude und Staab 2017, S. 187). Der dritte Erklärungsansatz nimmt umfassende kulturelle Veränderungen in den Blick. Die »cultural backlash thesis« (Inglehart und Norris 2016) versteht rechtspopulistisches Wahlverhalten vor allem als Reaktion vormals dominanter Bevölkerungsteile auf einen progressiven Wertewandel und eine damit einhergehend Angst vor dem Verlust von Privilegien. Dieser Erklärungsansatz vermag auch die zunehmende Radikalisierung von Teilen der Mittelschicht zu erklären, die nicht unmittelbar vom ökonomischen Abstieg bedroht sind. Rippl und Seipel betonen diesbezüglich jedoch, dass kulturelle Ängste »keine exklusive Besonderheit der Mittelschicht«

seien und Modernisierungsschübe die gesamte Gesellschaft, aber vor allem auch die Besitzlosen trafen (Rippl und Seipel 2018, S. 251).

Gemäß dem Ansatz einer Hypothesenprüfung sind die hier angeführten empirischen Untersuchungen der Ursachen von rechtspopulistischem Wahlverhalten in Deutschland vor allem quantitativ ausgerichtet (Klein et al. 2018; Lengfeld 2017; Rippl und Seipel 2018; Tutić und Hermann 2018). Eine solche Forschung vermag es, wichtige Erkenntnisse über soziodemographische Merkmale von Wähler*innen-Gruppen zu liefern, die insbesondere auch hinsichtlich einer Dekonstruktion des weit verbreiteten Vorurteils hilfreich sind, die AfD werde lediglich von Menschen aus den unteren Schichten gewählt. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass auch Personen, die der Mittelschicht zuzuordnen sind, in erheblichem Maß ihre Stimme bei vergangenen politischen Wahlen in Deutschland der AfD gegeben haben. Gleichzeitig wird der Dualismus aus *extrem* und *normal* vielfach weiterhin aufrechterhalten, wodurch die vormalige Hüterin von Normalität, die Mitte, zu schrumpfen scheint.⁵ Zudem verengt sich der Blick in quantitativen Forschungsansätzen notwendigerweise auf einen quantifizierbaren Ausdruck von heißem Nationalismus, in den hier zitierten Arbeiten vor allem auf das rechtspopulistische Wahlverhalten. Ein strukturelles und damit die gesamte Gesellschaft umfassendes Verständnis von Nationalismus, das unterschiedliche Ausdrucksformen umfasst, ist nicht mehr gegeben. Der Forschungsblick richtet sich, wie schon von Billig (1995, 16f) kritisiert, ausschließlich auf die als extrem verstandenen Ausprägungen und droht somit einer Formation aus einem Zentrum frei von Nationalismus einerseits und einer nationalistischen Peripherie andererseits Vorschub zu leisten. In der Folge wird banaler Nationalismus nicht mehr als solcher erkannt. Nationalismus ist dann ausschließlich ein extremes Phänomen, das beispielsweise im rechtspopulistischen Wahlverhalten der Anderen zum Ausdruck kommt, während der eigene Nationalismus nicht untersucht wird. Für die Untersuchung pluraler Formen von Nationalismus, der sowohl als Reservoir beispielsweise auch für rechtspopulistisches Wahlverhalten gelten kann als auch in der Abgrenzung von rechtspopulistischer Wählerschaft seinen Ausdruck findet, bedarf es daher eines strukturellen Nationalismus-Begriffs (vgl. Kapitel 2.3.4) sowie eines qualitativ-empirischen Instrumentariums zu dessen Erforschung (vgl. Kapitel 4).

Eine theoretische Integration der oben beschriebenen *cultural backlash thesis* sowie ökonomischer Erklärungsansätze für Rechtspopulismus findet sich beispielsweise bei Aladin El-Mafaalani, der zudem die gesamte deutsche Gesellschaft in den

5 Während in der vorliegenden Arbeit insbesondere auch die Abgrenzung von der AfD den Interviewten der Definition ihres Selbstbildes der Mitte dient (vgl. Kapitel 6.3.1), erhebt auch die AfD selbst Anspruch auf das Konstrukt der Mitte und damit verbundene Normalitätsvorstellungen. Hierauf wird auch im Fazit in Kapitel 7 noch einmal eingegangen.

Blick nimmt und es dadurch vermag, Rechtspopulismus nicht als Problem einzelner Individuen, sondern als Ausdruck eines umfassenden gesellschaftlichen Wandels und als der spezifischen Gesellschaftsform inhärent zu begreifen (El-Mafaalani 2022b, 2022a, 2020). Die Zunahme von gesellschaftlichen Konflikten unter anderem auch in Form eines erstarkenden Populismus begreift El-Mafaalani als Reaktion auf eine gesellschaftliche Öffnungstendenz. Die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und vor allem an Entscheidungsprozessen von vormals davon ausgeschlossenen Bevölkerungsgruppen wie beispielsweise Frauen, Migrant*innen, Ostdeutsche, LSBTIQ+ oder Menschen mit Behinderung Sorge zunehmend für Konflikte über die Neuverteilung von Zugangschancen und Möglichkeiten gesellschaftlicher Einflussnahme, die zuvor in der deutschen Gesellschaft vornehmlich auf *weiße* Männer beschränkt gewesen seien. Teilhabe bezieht El-Mafaalani dabei in Anlehnung an Pierre Bourdieu auf drei Kapitalsorten: ökonomische und kulturelle Teilhabe sowie soziale Zugehörigkeiten in Form von sozialen Netzwerken (El-Mafaalani 2022a, S. 145).⁶ Populismus begreift El-Mafaalani wiederum als identitätspolitische Schließungsbewegung der vormalig Privilegierten:

»Der aufkeimende Populismus kann also als Ausdruck einer identitätspolitischen Bewegung der sozialen Schließung verstanden werden, bei dem die alte soziale Ordnung, das alte Kategoriensystem und die alte Sprache propagiert werden. Das Ziel ist gesellschaftliche Restauration. Gegen diese Schließungsbewegungen werden Minderheiten lauter, was wiederum Privilegierte lauter werden lässt usw. Dadurch verschärft sich der Diskurs, nicht obwohl [...], sondern weil die Teilhabe von immer mehr und immer unterschiedlicheren Menschen ermöglicht wurde.« (El-Mafaalani 2022b, S. 600)

Eine solche Schließungsbewegung setze sich somit aus vormals dominanten Ideologien zusammen, die nun an den Rand der offenen Gesellschaft gedrängt worden seien. Die »Radikalisierung der Ränder« gehe einher mit einer zunehmenden »Pluralisierung und Mehrstimmigkeit der Mitte« (El-Mafaalani 2022a, S. 147). Während durch gesellschaftliche Öffnung in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland immer mehr Personengruppen gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht wurde, habe sich gleichzeitig die Situation der weiterhin Ausgeschlossenen zunehmend prekariert. Der Leitspruch kapitalistischer Gesellschaften, dass jede*r die*der sich bemüht, es auch schaffen kann, gewinne an Bedeutung wodurch Prekarität »vom kollektiven Schicksal zu einem individuellen Versagen« (El-Mafaalani 2022b, S. 602) werde, was sowohl die bereits Ausgeschlossenen als auch die vom Ausschluss Bedrohten spürten. Damit beschreibt El-Mafaalani einen Wandel gesellschaftlicher

6 Bourdieus Kapitalverständnis ist auch noch Gegenstand von Kapitel 3.3.

Grundprinzipien, der in ähnlicher Form auch in Ulrich Becks Individualisierungsthese (Beck und Beck-Gernsheim 1994; Beck 1986, 1997) oder Andreas Reckwitz' Beschreibung einer Gesellschaft der Singularitäten (Reckwitz 2017) zu finden ist. Die damit einhergehende erodierende gesellschaftliche Solidarität führe, so El-Mafaalani, ihrerseits zu Konflikten, wobei Populismus ein Ausdruck eines solchen Konfliktes sei. Somit wird neben der *cultural backlash thesis* also auch ein ökonomischer Erklärungsansatz angeführt, der die zunehmende soziale Ungleichheit als Ursache von Populismus beschreibt. Die Verbindung von zwei parallelen Formen gesellschaftlichen Wandels, die zunehmende gesellschaftliche Öffnung und Teilhabe für mehr Personengruppen einerseits sowie die Prekarisierung der Situation der weiterhin Ausgeschlossenen bzw. der von Ausschluss Bedrohten andererseits bezeichnet El-Mafaalani als »Integrationsparadox«:

»Mit dem Begriff Integrationsparadox werden [...] die Folgen erfolgreicher Öffnungsprozesse beschrieben, die zu sozialstrukturellen Transformationen hin zu seiner superdiversen Klassengesellschaft führen. Offene Gesellschaften im fortgeschrittenen Stadium [...] sind geprägt durch neue Konfliktkonstellationen, die sich aus dem Aufbrechen historischer Herrschaftsstrukturen und den damit einhergehenden umfassenden Teilhabezuwächsen rekonstruieren lassen und zu umfassenden Krisenerscheinungen führen.« (El-Mafaalani 2022a, S. 139)

Entlang dieser Theorie lässt sich Rechtspopulismus primär nicht als externe Bedrohung der liberalen Gesellschaft, sondern paradoxerweise als in deren Grundsatz der Offenheit angelegt begreifen. Zur sinnvollen Beschreibung der politischen Parteienlandschaft im gegenwärtigen Deutschland müsse in der Folge zu der alten Achse links-rechts die neue Achse offen-geschlossen hinzugezogen werden. Während die Partei der Grünen prototypisch für eine offene Gesellschaft stehe, vertrete die AfD die Forderung der Schließung (El-Mafaalani 2022b, 607f).

Zur auch empirisch gestützten Dekonstruktion der Vorstellung, dass politischer Extremismus ausschließlich in der sozialstrukturell definierten Peripherie der deutschen Gesellschaft angesiedelt sei, lassen sich sowohl die Bielefelder (Zick et al. 2021; Zick et al. 2019; Zick et al. 2016) als auch die Leipziger Mitte Studien (Decker et al. 2022c; Decker und Brähler 2020, 2018; Decker et al. 2016) heranziehen. Letztere wurden 2018 in Autoritarismus Studien umbenannt (Decker et al. 2022b, S. 11). Die jeweils fortlaufend, etwa zweijährlich erscheinenden Studienreihen untersuchen das Auftreten rechtsextremer Einstellungen in Deutschland entlang von repräsentativen Stichproben vor allem anhand von Fragebögen.⁷ Während

7 Einen ähnlichen Fokus hatte auch die Studienreihe »Deutsche Zustände« unter der Leitung des Soziologen Wilhelm Heitmeyer, die jährlich seit 2002 und zuletzt 2012 erschien (Heitmeyer 2012). Zwei der im Rahmen dieser Studienreihe entwickelten Fragebögen werden auch von der Leipziger Autoritarismus Studie verwendet (Decker et al. 2022d, S. 67).

sich durch die quantitative Methodik große Bevölkerungsteile untersuchen und dadurch gesellschaftlich relevante Tendenzen aufzeigen lassen, stellt das Konstrukt der Einstellung, operationalisiert durch Fragen mit standardisierten Antwortskalen, wiederum eine Reduktion einer weit komplexeren Realität dar. Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten oder situative Besonderheiten, die das Verhältnis der Befragten zu Deutschland ebenfalls kennzeichnen, lassen sich in einem solchen Studiendesign nicht abbilden, wie auch Kühn feststellt (Kühn 2021, S. 63; 2015a, S. 54).

In der Studie des Instituts für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld von 2021 wird die Mitte als gefährdet und gefordert beschrieben. So sei sie entweder Ziel rechter Propaganda oder aber der Mitte-Begriff werde als Selbstbeschreibung von Rechtsextremen selbst in Anspruch genommen (Zick 2021, S. 18). Dass die Mitte gegenwärtig vor besonderen Herausforderungen stehe, wird in der aktuellen Mitte Studie insbesondere auf die Corona-Pandemie zurückgeführt. So sei die Mitte in Zeiten ökonomischer und politischer Krisen besonders anfällig für Einwirkungen von »Extremist_innen, Populist_innen und Demokratiefeind_innen« (Zick 2021, 19f). Die sozioökonomischen Auswirkungen der Pandemie bekämen vor allem die unteren Einkommensgruppen zu spüren. Zick spricht in der Folge nicht nur von einer sich vergrößernden sozialen Ungleichheit, sondern gar von einer »Ungleichwertigkeitskrise« (Zick 2021, S. 21). Hinsichtlich der Begründung für Rechtsextremismus wie auch für Rechtspopulismus reiht sich diese Studie somit in eine Argumentation entlang sozioökonomischer Faktoren ein. Wachsende soziale Ungleichheit und ökonomische Unsicherheit für immer mehr Bevölkerungsschichten führe zu einem Zuwachs an rechtsextremen Einstellungen in der gesamten Bevölkerung und somit auch in der Mitte. Dabei wird der Mitte-Begriff entlang sozioökonomischer Kriterien insofern weit gefasst, als mittels des repräsentativen Samples unterschiedliche Einkommensgruppen und nicht ausschließlich die Mittelschicht Teil der Untersuchung sind. Für Zick unterlaufen erlebte soziale Ungleichheit wie auch Hass und Menschenfeindlichkeit »den Imperativ der Mitte«, was diese »in ihrer Identität, ihren Interessen und Werten« erschüttern könne (Zick 2021, S. 23). Die Mitte scheint hier als eine mit bestimmten Eigenschaften und Werten ausgestattete Identitätskategorie aufgefasst zu werden, die sich vor allem durch die Abgrenzung zum Rechtsextremismus bildet und als vermeintliche Einheit Angriffen durch die extremen Ränder ausgesetzt ist. Gleichzeitig wird jedoch auch ein Aufbrechen dieser vermeintlich klaren Grenzlinie beschrieben. Wenn Rechtsextremist*innen den Begriff der Mitte für sich beanspruchen bzw. Personen, die sich als der Mitte zugehörig begreifen, gemeinsam mit Rechtsextremen demonstrieren gingen, beispielsweise auf Demonstrationen gegen Corona-Maßnahmen der deutschen Bundesregierung, würden die vermeintlichen Grenzlinien des Konstruktes der Mitte zunehmend verschwimmen.

Das Konstrukt der Mitte wird in den Bielefelder Studien also vor allem als durch ihren vermeintlich geteilten Wertekanon und ihre Funktion der Stabilisierung von Demokratie verstanden und gilt hinsichtlich der Eindeutigkeit dieser Grenzen angesichts der in den Studien aufgezeigten rechtsextremen Einstellungen in sämtlichen Bevölkerungsteilen in Deutschland als gefährdet.⁸ In den Leipziger Mitte bzw. Autoritarismus Studien, wird dieser Dualismus aus gemäßigter Mitte und extremem Rand wiederum explizit hinterfragt. Gefundene rechtsextreme Einstellungen weisen hier nicht auf ein Schrumpfen oder eine Gefährdung der Mitte hin, vielmehr soll das Extreme als »regelhafte[r] Betrieb der Gesellschaft« aufgefasst werden. Daher sprechen die Autor*innen auch vom »Rechtsextremismus der Mitte« (Decker et al. 2022b, S. 21). Bedrohungen der Demokratie, so eine Grundannahme der Studienreihe, gehen nicht von so verstandenen extremen gesellschaftlichen Rändern aus, sondern resultieren »aus der Verbreitung von Ressentiments und autoritären Dispositionen in der gesellschaftlichen ›Mitte‹« (Decker et al. 2022d, S. 36).

Abschließend lässt sich festhalten, dass die gegenwärtige Rechtspopulismus- und Rechtsextremismusforschung in Deutschland Kategorien sozialer Ungleichheit in ihre Untersuchungen integriert, während diese in Ansätzen der *Everyday Nationhood* vielfach fehlen. Mittels quantitativer Forschungsansätze kann hier aufgezeigt werden, dass auch Teile der Mittelschicht in Deutschland die AfD wählen, bzw. dass sich rechtsextreme Einstellung in sämtlichen Bevölkerungsschichten finden lassen, also auch Formen von heißem und intendierten Nationalismus kein exklusives Phänomen der unteren Schichten sind. Solche quantitativ untermauerten Ergebnisse tragen zu einer Dekonstruktion der gesellschaftlich hegemonialen Vorstellung bei, die Rechtspopulismus und Rechtsextremismus ausschließlich den ökonomisch Benachteiligten zuschreiben. Dieser Aspekt wird auch im folgenden Kapitel noch einmal aufgegriffen, in dem ein struktureller, die gesamte Gesellschaft umfassender Nationalismus-Begriff erarbeitet wird. In Ansätzen der oben beschriebenen Rechtspopulismus- und Rechtsextremismusforschung wiederum wird vor allem implizit vielfach an der Gegenüberstellung und vermeintlich eindeutigen Trennung von Mitte und Peripherie festgehalten, wodurch die Mitte als Hüterin der Demokratie und von Rechtspopulismus und Extremismus vermeintlich freies Konstrukt von den Rändern her bedroht erscheint und zunehmend schrumpft. Ein umfassenderer Extremismusbegriff wird wiederum von der Leipziger Autoritarismus Studie verwendet, die von rechtsextremen Einstellungen in der gesamten deutschen Bevölkerung ausgeht. Während eine Untersuchung der

8 Dass eine solche Auffassung von gesellschaftlicher Mitte im deutschen Diskursraum als hegemonial aufzufassen und historisch gewachsen ist, zeichnet beispielsweise Herfried Münkler (2010) nach. So werde Mitte im Diskurs vor allem mit Maßhalten im Gegensatz zum Extremen verbunden.

Konstruktionspraxis von Mitte nicht im Fokus der quantitativ ausgerichteten Leipziger Studienreihe steht, die gleichwohl den Dualismus aus gemäßigter Mitte und extremer Peripherie vor allem auf konzeptueller Ebene kritisiert, ist sie zentraler Gegenstand der Analyse der vorliegenden Arbeit. Ausgangspunkt dieser Analyse ist zunächst die Annahme, dass der Begriff der Mitte im Kontext von Nation ein wirkmächtiges gesellschaftliches Konstrukt darstellt, das als Identitätskategorie vor allem durch Grenzziehungen zu den als solche verstandenen gesellschaftlichen Rändern hergestellt und aufrechterhalten wird. In dieser Arbeit soll der Begriff der Mitte nicht auf eine exakte politische, ökonomische oder kulturelle gesellschaftliche Position verweisen, wenngleich die Akteur*innen, die sich des Mitte Begriffs bedienen und ihn dadurch formen, gesellschaftlich positionierte Individuen sind, wie nicht zuletzt durch die Beschreibung des Samples anhand von sozialstrukturellen Kategorien deutlich wird (vgl. Kapitel 4.1.3). Der Begriff der Mitte beschreibt in der vorliegenden Arbeit wiederum vor allem ein Selbstbild. Mit Pierre Bourdieu, dessen Verständnis von sozialer Ungleichheit in Kapitel 3 noch näher ausgeführt wird, lässt sich der in dieser Arbeit untersuchte Nationalismus der Mitte als Klassenpraxis verstehen, die vor allem aus symbolischen Grenzziehungen besteht (vgl. auch Sachweh und Lenz 2018). Untersucht wird in dieser Arbeit somit die Konstruktionspraxis des Selbstbildes der Mitte in Deutschland, wie sie in den Interviews mit Personen, die vorwiegend der Mittelschicht angehören, erkennbar wird. Diese Konstruktionspraxis ist wiederum in einen historischen wie auch aktuellen Diskurs zur Bedeutung von Mitte in Deutschland eingebunden (Münkler 2010). Die in dieser Arbeit angewandte qualitative Methodik vermag es dabei, statt in Fragebögen vermeintlich eindeutig operationalisierbare Einstellung zu Deutschland abzufragen, vor allem auch Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten sowie situationsbedingte Dynamiken im Verhältnis zu den Konstrukten Nation und Mitte sichtbar zu machen (Kühn 2015a).

2.3.4 Von der Peripherie ins Zentrum: Erarbeitung eines strukturellen Nationalismus-Begriffs

Brubaker et al. halten Nationalität genau wie *race* und Ethnizität für tiefverwurzelte soziale Kategorien der Menschheit, die unbewusst und quasi-automatisch operierten (Brubaker et al. 2004, S. 51). Auch Craig Calhoun beschreibt, dass ein Großteil der Kategorien und Vorannahmen des Diskurses um Nationen so tief in unsere alltägliche Sprache wie auch in unsere wissenschaftlichen Konzepte geflochten seien, dass ein volles Bewusstsein über ihre diskursive Bedingtheit und Wirkmacht fast unmöglich erscheine, wir uns vor allem als Forschende jedoch immer wieder daran erinnern müssten, sie zu reflektieren (Calhoun 1993, S. 214). Nationalismus lasse sich nicht ausschließlich als Ideologie auffassen, die im Umkehrschluss auch überwunden werden könne, sondern sei vielmehr eine allgegenwärtige Form, die Welt

zu imaginieren. Die Rhetorik des Nationalismus sei insofern allumfassend, als dass nur durch sie Menschen überhaupt über ihren Alltag sprechen und in der Welt agieren könnten. Dieser Aspekt des Imaginären und Welterschaffenden werde vor allem durch Benedict Andersons Konzept der vorgestellten Gemeinschaft betont (Calhoun 2017). Darauf folgt die Einsicht, dass es sich bei nationaler Zugehörigkeit weder um eine optionale und ausschließlich selbstgewählte Identifikationsfigur handelt noch, dass sich Nationalismus als allgegenwärtige Alltagspraxis individuell überwinden ließe. Selbst bei Ablehnung des Konzeptes der Nation im Allgemeinen oder Deutschlands im Besonderen ist es folglich nicht möglich, den nationalstaatlichen Referenzrahmen zu verlassen und sich einem Nationalismus, verstanden als Praxis der Verdinglichung von Nationen (Brubaker und Cooper 2000, S. 5) zu entziehen. Man bleibt gleichwohl Staatsbürger*in, genießt bewusst oder auch unbewusst beispielsweise die Privilegien eines deutschen Reisepasses, ist eingegliedert in einen nationalstaatlich strukturierten Alltag bestehend aus einem nationalen Bildungssystem, einem nationalen Gesundheitssystem, nationalen Feiertagen und vielem mehr und reproduziert so die Nation, auch ohne leidenschaftlich eine Nationalflagge zu schwingen. Mit Brubaker gesprochen handelt es sich somit bei Nationalismus nicht um eine Kraft, die wissenschaftlich dahingehend untersucht werden könne, ob sie zurückgehe oder wiederkehre. Vielmehr handle es sich um »a heterogeneous set of ›nation‹-oriented idioms, practices, and possibilities that are continuously available or ›endemic‹ in modern cultural and political life« (Brubaker 1996, S. 10). In diesem Unterkapitel sollen ein solchermaßen als strukturell und allumfassend verstandener Nationalismus-Begriff weiter konkretisiert und bestehende Spannungsfelder in diesem Kontext aufgezeigt werden. Dafür wird auch auf die Rassismusforschung zurückgegriffen, in der ihrerseits das Verständnis über den strukturellen, die gesamte Gesellschaft umfassenden Charakter von Rassismus bereits weit verbreitet ist. Ein solch strukturelles Verständnis gilt es in ähnlicher Form auf den Begriff des Nationalismus zu übertragen. Folglich geht es in diesem Kapitel darum, den Nationalismus-Begriff sowohl von der globalen wie auch der innerdeutschen Peripherie ins Zentrum zu rücken, indem Nationalismus nicht länger ausschließlich als Phänomen der Anderen betrachtet wird, sondern auch als eigenen Handlungspraxis.

Michael Billig bietet mit dem *banal nationalism* ein Konzept an, mit dem sich alltäglicher und häufig unreflektierter Nationalismus auch in jenen Gesellschaften untersuchen lässt, die als etablierte demokratische Nationalstaaten gelten und in denen nationalistischen Bewegungen im Alltag eine geringe Relevanz zukommt. Inwiefern die Aussagekraft des Konzeptes an diesen westlichen Kontext gebunden ist, ist dabei Gegenstand von Debatten. So hält Spasić (2017) das Konzept des banalen Nationalismus etwa für westlich zentriert und ungeeignet, die Erfahrungen eines nationalen Alltages in Serbien zu beschreiben. Yumul und Özkırmılı (2000) wiederum brechen in ihrer empirischen Studie den westlichen Kontext auf, indem

sie Billigs auf Großbritannien fokussierte Analyse der Funktion von Zeitungen bei der alltäglichen Reproduktion von Nation in der Türkei replizieren. Analog zu Billigs Ergebnissen kommen sie zu dem Schluss, dass *Flagging the Homeland* auch in türkischen Zeitungen permanent vollzogen werde. Ichijo (2017) hält das Konzept eines banalen Nationalismus sogar auf internationaler Ebene für anwendbar und untersucht am Beispiel der UNESCO die Rolle von globalen Institutionen, bestimmte Praktiken, Objekte und Menschen in nationalen Kategorien zu begreifen und dadurch eine Welt von Nationalstaaten zu reproduzieren. Skey (2009) wiederum kritisiert, dass Billig in seiner Konzeptualisierung des banalen Nationalismus das Verhältnis von Nation und einer zunehmend globalisierten Welt nicht ausreichend berücksichtige. Die Frage der Anwendbarkeit des Konzeptes auch auf nicht-westliche Kontexte lässt sich hier kaum abschließend klären, sondern sollte situationsspezifisch geprüft werden. Um einen methodologischen Nationalismus zu vermeiden (vgl. auch Kapitel 2.1) und keine vermeintlich universale Gesellschaftstheorie zu proklamieren, sollte gleichwohl der westliche Entstehungskontext der Theorie berücksichtigt und kenntlich gemacht werden. Skey merkt diesbezüglich an, dass die Partikularisierung im Konzept des banalen Nationalismus, das heißt im Gegensatz zu der Formulierung einer Universaltheorie von Nationalismus die Fokussierung auf einen spezifischen Kontext, das Potential aufweise, einen methodologischen Nationalismus zu vermeiden, welcher auch von Billig selbst kritisiert wird (Skey 2009, S. 333; Billig 1995, 51ff).

Das Konzept des *banal nationalism* trägt des Weiteren zu einer Dekonstruktion des Gegensatzpaares aus *normalem* Patriotismus in westlich-demokratischen Gesellschaften und *extremem* Nationalismus in davon abweichenden Kontexten bei, das sich häufig innerhalb gesellschaftlicher wie auch sozialwissenschaftlicher Debatten um das normativ richtige Verhältnis zur Nation findet (vgl. etwa Blank und Schmidt 2003; Hanson und O'Dwyer 2019; Huddy et al. 2021; Li und Brewer 2004; Mummendey et al. 2001). Etienne Balibar beschreibt in diesem Zusammenhang eine normative Spaltung im Diskurs. So gebe es »einen ›guten‹ und einen ›schlechten‹ Nationalismus«, der entweder eine »Gemeinschaft« aufbaue oder »zur Unterwerfung und Zerstörung neigt« (Balibar 1991, S. 47). Während sich aus normativer Sicht also der *schlechte* Nationalismus, der zudem zumeist zur Beschreibung nicht-westlicher Kontexte verwendet wird, hinsichtlich seiner zerstörerischen Auswirkungen problematisieren lässt, scheint für eine Problematisierung des vermeintlich *guten* Nationalismus, der andernorts auch als Patriotismus bezeichnet und vor allem westlichen Gesellschaften zugeschrieben wird, die Grundlage zu fehlen. Ihren Anteil an der Hegemonialisierung eines solchen binären Verständnisses haben laut Billig unter anderem auch jene wissenschaftlichen Untersuchungen, die Nationalismus ausschließlich als *extremes* Phänomen konzeptualisierten und ihren Forschungskontext dadurch auf offen nationalistische Bewegungen einengten (Billig 1995, 16f; vgl. auch Kapitel 2.3.3). Nationalismus ist dann keine allgegenwärtige

Alltagspraxis der Reproduktion und Verdinglichung von Nationen, sondern ein irrationales und gefährliches Phänomen anderer Nationalstaaten bzw. der Ränder in demokratisch-westlichen Gesellschaften, während *unser* Patriotismus nicht erforscht werde. Wie Billig betont, lässt sich Nationalismus innerhalb einer nationalstaatlich geprägten Welt jedoch nicht als Phänomen der Peripherie betrachten (Billig 1995, S. 5). Für ebenfalls problematisch hält Billig jene Forschungsansätze, die Nationalismus als *natürliches* da psychologisches Bedürfnis und Teil der *conditio humana* begreifen (Billig 1995, S. 17). Aus dieser Perspektive werde banaler Nationalismus nicht nur nicht mehr als Nationalismus konzeptualisierbar, vielmehr verliere er als wissenschaftlich zu erörterndes Problem jegliche Relevanz. Nach Billig gilt es in der Folge, banalen Nationalismus explizit nicht als essentielles und damit weitestgehend harmloses Phänomen zu verstehen, sondern gerade auch seine fatalen Folgen sichtbarzumachen.

Während das Konzept des banalen Nationalismus also Begrifflichkeiten bereitstellt, um auch jene leisen, routinierten und alltäglichen Formen der Reproduktion von Nation erkennbar und untersuchbar zu machen, liegt im Partikularismus des Konzeptes gleichwohl auch die Gefahr begründet, den Dualismus aus *uns* und *den Anderen* erneut zu verstärken. So droht eine Festschreibung von banalem Nationalismus auf den Kontext westlich-demokratischer Nationalstaaten und damit zusammenhängend eine Externalisierung von heißem Nationalismus, gepaart zumal mit einer normativen Hierarchisierung beider Formen, den vormaligen Dualismus aus Nationalismus und Patriotismus erneut zu reproduzieren. Während der heiße Nationalismus sich zum Problem der Anderen erklären lässt, erscheint *unser* banaler Nationalismus in der Folge als vermeintlich vollkommen differentes und auch weniger problematisches Phänomen. Die kontextuelle Grenzziehung sollte daher weniger absolut erfolgen. Forschungsansätze, die sich mit Formen von banalem Nationalismus in nicht westlich-demokratischen Gesellschaften beschäftigen, dort das Konzept hinsichtlich seines Passungsverhältnisses evaluieren und ggf. weiterentwickeln (vgl. Yumul und Özkırımlı 2000; Spasić 2017), sind folglich zu begrüßen. Des Weiteren gilt es, eine kontextuelle Festschreibung von banalem und heißem Nationalismus generell zu vermeiden und vielmehr die situativen und temporalen Faktoren zu untersuchen, die zum Entstehen von eher heißen oder banalen Formen von Nationalismus beitragen. Skey betont dabei die dynamische Natur von heißem und banalem Nationalismus und bemängelt, dass bisher zu wenig Forschung darin investiert worden sei, was ehemals heißen Nationalismus abkühlen lasse und warum auch in etablierten Nationalstaaten gelegentlich heißer Nationalismus aufflamme (Skey 2009, S. 340; vgl. auch Hutchinson 2006). Dabei hält Skey die Idee, dass irgendein moderner Staat in dem Sinne stabil sei, dass er im Verlauf der Zeit unhinterfragbar sei und weder internen Spannungen noch externen Herausforderungen begegne für »highly questionable« (Skey 2009, S. 337; vgl. auch Abell et al. 2006). Auch Rhys Jones und Peter Merriman (2009) kritisieren eine zu strikte konzeptuelle

Trennung und schlagen zur Integration das Konzept eines »everyday nationalism« vor, das sowohl banale als auch heiße Elemente umfassen solle und die Ebene des Alltages als relevant für die Reproduktion von Nationalismus kennzeichne. An die bisherigen Ausführungen anknüpfend gilt es demnach, einen Nationalismus-Begriff zu etablieren, der einerseits die in demokratischen Nationalstaaten häufig unreflektierte, alltägliche Reproduktionspraxis von Nation beschreibt, der aber gleichwohl heiße und banale Formen nicht als absolut disparate Phänomene begreift und so erneut zu einem Dualismus aus unserem *harmlosen* und deren *gefährlichem* Nationalismus beiträgt. Vielmehr gilt es die Reproduktion von Herrschafts- und Gewaltverhältnissen auch innerhalb jener leisen Formen von strukturellem Nationalismus nachzuvollziehen und diese somit als keineswegs harmlos zu begreifen.

Um im Gegensatz zu einer individualistischen Auffassung den strukturellen und allumfassenden, aber auch den gewaltvollen Charakter von Nationalismus zu beschreiben, greift Umut Özkırmılı (2000) neben Billigs Konzept auch auf den Diskurs zum strukturellen Rassismus zurück. In Anlehnung an Philomena Esseds (1991) Begriff »everyday racism« hält Özkırmılı den Begriff des »everyday nationalism« für geeignet, um die Unausweichlichkeit der Reproduktion des nationalistischen Diskurses in einem durch Nationalstaaten geprägten Alltag zu beschreiben. Solang sich das nationalstaatliche System reproduziere, werde auch *everyday nationalism* reproduziert. Die Auswirkungen eines solchen, als strukturell verstandenen Nationalismus seien dabei keineswegs harmlos und derart allumfassend, dass sie unsere alltägliche Sprache, unsere Einstellungen und unsere sozialen Beziehungen fundamental beeinflussten (Özkırmılı 2000, S. 231). Zur weiteren Konzeptualisierung von *everyday nationalism* bezieht sich Özkırmılı zudem auf den Rassismus-Begriff von Teun Adrianus van Dijk. Dieser führt an, dass ein strukturelles Verständnis von Rassismus in unterschiedlichen Diskursbereichen häufig fehle:

»[...] racism does not consist of only white supremacist ideologies of race, or only of aggressive overt or blatant discriminatory acts, the forms of racism as it is currently understood in informal conversations, in the media, or in much of the social sciences. Racism also involves the everyday, mundane, negative opinions, attitudes, and ideologies and the seemingly subtle acts and conditions of discrimination against minorities, namely, those social cognitions and social acts, processes, structures, or institutions that directly or indirectly contribute to the dominance of the white group and the subordinate position of minorities.« (van Dijk 1993, S. 5)

Van Dijk führt weiter aus, dass sein Konzept von Rassismus auch Ethnizismus, verstanden als Praxis der Reproduktion und Hierarchisierung von Ethnizitäten, umfasse. Nach Özkırmılı lässt sich die zitierte Analyse auf den Kontext Nationalismus übertragen: »The traces of nationalism can be found in all structures,

institutions, processes and policies that perpetrate the hegemony of one (ethnic/national) group over another.« (Özkırmı 2000, S. 231) Auch Nationalismus, nicht ausschließlich als radikale Praxis bekennender Nationalist*innen, sondern als strukturelle (Re-)Produktionspraxis von Nationen verstanden, ist demnach in seinen Grundzügen von Praktiken des Ein- und Ausschlusses sowie von Vorstellungen von Über- und Unterlegenheit geprägt. Der von Özkırmı eingeschlagene Weg, zur Konzeptualisierung eines strukturellen Verständnisses von alltäglichem Nationalismus auf die Rassismusforschung zurückzugreifen, erscheint dahingehend hilfreich, als es hier bereits einige Forschungsansätze gibt, die den Aspekt der Unausweichlichkeit von Rassismus in rassistisch strukturierten Gesellschaften zentral setzen. Darüber hinaus scheint die Betonung der Alltäglichkeit von Rassismus mehrheitlich nicht mit einer Verharmlosung rassistischer Strukturen und Praktiken einherzugehen, wie sie sich im Dualismus aus Patriotismus und Nationalismus finden lässt. Der Verweis lässt zahlreiche Parallelen wie auch Verbindungen zwischen Nationalismus und Rassismus sichtbar werden. Erkenntnisse aus der Rassismusforschung erscheinen in der Folge auch für die Konzeptualisierung eines strukturellen Nationalismus-Begriffs hilfreich. Das so beschriebene Potential nutzend, erfolgen hier weitere Anleihen aus der Rassismusforschung.

Anja Weiß etwa erarbeitet ein Verständnis von Rassismus, das sich primär auf die Konzepte Kapital, Feld und Habitus nach Pierre Bourdieu stützt und somit in eine Gesellschaftstheorie eingebettet ist, was vielen gängigen Rassismus-Theorien fehle (Weiß 2001, S. 43). Rassismus nach Weiß, »ist eine hierarchische Gliederung der sozialen Welt, die u.a. durch rassistische Praktiken und physische Gewalt durchgesetzt wird. In erster Linie zeichnet sie sich jedoch durch symbolische Reproduktionsformen aus« (Weiß 2001, S. 59). Weiß beschreibt zwei Modi rassistischer Dominanz, einerseits die symbolischen Kämpfe im Kontext umstrittener rassistischer Klassifikationen und andererseits die allgegenwärtig wirksamen »institutionalisierten und inkorporierten Formen symbolischer Gewalt« (Weiß 2001, S. 49). Während erstere Gegenstand der konventionellen Rassismus-Forschung seien, könnten letztere »zu einem stillschweigenden Bestandteil der dominanten Kultur werden« (Weiß 2001, S. 59) und seien dadurch weniger augenscheinlich als Rassismus erkennbar. Anhand einer Feldforschung mit antirassistischen Gruppen in Deutschland vermag Weiß empirisch aufzuzeigen, dass die Reproduktion von Rassismus auch jenseits rassistischer Mobilisierung, in dem von ihr untersuchten Kontext also explizit nicht intendiert, über die institutionalisierten und inkorporierten Formen symbolischer Gewalt stattfindet. Auch Matthew Hughey (2012) widmet sich in seiner ethnographischen Feldforschung mit einer antirassistischen, ausschließlich *weißen* Organisation und einer ebenfalls ausschließlich *weißen* jedoch nationalistischen Organisation in den USA der nicht notwendigerweise intendierten Reproduktion von *weißer* gesellschaftlicher Hegemonie. Der Fokus auf Ähnlichkeiten der beiden sich ideologisch fernstehenden Organisatio-

nen ermöglicht es nach Hughey, die strukturellen Faktoren der Reproduktion von Rassismus und den Zusammenhang zu Konstruktionspraktiken *weißer* Identität herauszuarbeiten. Angesichts der Überschneidung und *Intersektionalität* (Marten und Walgenbach 2017; Winker und Degele 2010; vgl. auch Kapitel 3.3) der Differenz- und Diskriminierungskategorien *race* und Nation scheint es gerechtfertigt, die von Weiß und Hughey herausgearbeiteten Formen der nicht notwendigerweise intendierten Reproduktion einer hierarchischen und gewaltvollen rassistischen Gesellschaftsordnung auch als wesentlichen Bestandteil eines Nationalismus anzunehmen. Das Zusammenwirken und die Überschneidung von Rassismus und Nationalismus zeigt sich insbesondere hinsichtlich der Frage nach nationaler Zugehörigkeit in Deutschland, wie im empirischen Teil dieser Arbeit noch deutlich wird. Nicht immer äußert sich diese Verbindung in expliziten symbolischen Kämpfen, wie etwa, wenn in der deutschen Öffentlichkeit darüber diskutiert wird, ob der Islam zu Deutschland gehöre (vgl. Kapitel 6.1.2 und 6.3.2). Im empirischen Teil dieser Arbeit werden insbesondere auch nicht intendierte Formen symbolischer Gewalt sichtbar, die gleichwohl eine rassistische Hierarchie innerhalb der Nation reproduzieren. Weiß' und Hugheys Beschreibung der nicht notwendigerweise intendierten Reproduktion von Rassismus übertragen auf die Praxis des Nationalismus hilft dabei, diese von der dominanten Vorstellung einer ausschließlich gewollten und reflektierten Handlung zu lösen. Die Arbeit von Weiß vermag es zudem, für die institutionalisierten und inkorporierten Formen symbolischer Gewalt zu sensibilisieren, die auch einen strukturellen, sämtlichen nationalstaatlich organisierten Gesellschaften inhärenten Nationalismus kennzeichnen.

Kevin Durrheim wiederum betrachtet Rassismus genau wie *race* vor allem als soziale Konstruktion und untersucht, wie deren Verwendung alltägliche menschliche Begegnungen beeinflusst (Durrheim 2017). Während es weitestgehend gesellschaftlicher Konsens sei, dass Rassismus moralisch verwerflich ist, sei die Ausformulierung dessen, was als Rassismus gelte, diskursiv umkämpft:

»However, it is not possible to know definitively what constitutes racism before speaking or acting. In part, the judgment of ›racism‹ depends on how actions and utterances are received and treated by others. One person's fair comment is another person's racism, and it is thus common to hear people vehemently denying racism amid equally strong accusations that they are racist. Situations like this show that definitions of racism are in fact developed in argumentation in the cut and thrust of social interaction. It is here that the meaning of racism is negotiated and where the identity of actors as ›racist‹ stand or fall.« (Durrheim 2017, S. 323)

Definitionen von Rassismus wie auch das Label des*der Rassist*in würden somit erst in der gesellschaftlichen Diskussion geformt (vgl. auch Durrheim et al. 2011,

S. 194). Rassist*in zu sein wird so zu einer stigmatisierenden Identitätskategorie, der sich durch bedachte Sprache versucht wird, zu entziehen. Dies bedeute in der Konsequenz, dass Vorstellungen von *race* und Rassismus auch die Grundlage einer sich als solche verstehenden nicht-rassistischen Praxis bilden (Durrheim 2017, 322f). Durrheims Theorie lässt sich als Erklärung für die Widerstände im gesellschaftlichen Diskurs hinsichtlich eines strukturellen Verständnisses von Rassismus heranziehen. Indem Rassist*in meist qua Fremdzuschreibung zur Identitätskategorie der Anderen wird, wird infolgedessen eine Auseinandersetzung mit strukturellem Rassismus und insbesondere den eigenen Anteilen daran umgangen. Auch in dieser Hinsicht weist das hier beschriebene Verständnis von Rassismus Parallelen zum Gegenstand dieser Arbeit auf. So erscheint der*die Nationalist*in zumindest im deutschen Diskurskontext ebenfalls als stigmatisierende Identitätskategorie, die einem strukturellen Verständnis von Nationalismus entgegenstehen kann. In Kapitel 6.3.1 wird diesem Verhältnis nachgegangen und nachvollzogen, welche Bedeutung die Zuschreibung der Identitätskategorie des*der Nationalist*in zur rechten Peripherie für die Konstruktion des Selbstbildes einer sich als nicht-nationalistisch begreifenden Mitte in Deutschland hat.

Anknüpfend an die in diesem Kapitel beschriebenen Ansätze aus der Rassismusforschung, die zu einer Konzeptualisierung von Rassismus als strukturelles Phänomen beitragen, das neben der intendierten rassistischen Praxis jener bekennenden Rassist*innen auch aus nicht intendierten rassistischen Handlungen und der strukturellen Reproduktion einer rassistischen Gesellschaftsordnung besteht, wird in dieser Arbeit für einen strukturell ähnlichen Nationalismus-Begriff argumentiert. Nationalismus lässt sich dann sowohl als reflektierte wie auch unreflektierte, als intendierte wie nicht-intendierte und also allumfassende, innerhalb einer nationalstaatlich organisierten Welt unausweichliche Praxis der verdinglichenden Konzeption von Nation als reale Gemeinschaft begreifen. Nationalismus soll in dieser Arbeit explizit nicht als distinktes Phänomen der Peripherie untersucht werden, wie es der hegemoniale Dualismus aus Nationalismus und Patriotismus nahelegt, sondern als sämtliche nationalstaatliche Gesellschaften betreffend wie auch als von sämtlichen in nationalen Gesellschaften agierenden Individuen praktiziert verstanden werden. Das in dieser Arbeit dem Nationalismus-Begriff hinzugefügte Suffix *der Mitte* soll dabei eben diesen Perspektivwechsel betonen und zudem den Fokus der Untersuchung auf ein Segment der deutschen Gesellschaft richten, das sich häufig nicht mit einer nationalistischen, verstanden als einer *extremen* und somit der Peripherie zugeschriebenen Handlungspraxis identifiziert. Ein Nationalismus der Mitte untersucht somit auch die nicht intendierten, strukturellen Formen der Reproduktion von Nation. Trotz oder gerade wegen des strukturellen Charakters von Nationalismus gilt es, diese Praxis dabei nicht zu verharmlosen, sondern immer auch daraus folgende Dominanz- und Gewaltverhältnisse in den Blick zu nehmen. Darüber hinaus gilt es, sich die Mechanismen anzuschauen, mittels derer Nationa-

lismus im Diskurs als distinkte Praxis der Peripherie festgeschrieben wird, wie die sich als solche begreifende Mitte als von dieser Praxis enthoben imaginieren kann und zu welchen blinden Flecken diese Distinktion führt.

2.3.5 Aufbrechen der kognitivistischen Perspektive: Affekt und Emotion in der Nationsforschung

In der sich auf die beiden Ankertheorien *imagined communities* (Anderson 1983) und *banal nationalism* (Billig 1995) stützenden konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung nach der kognitiven (Brubaker 2009) bzw. diskursiven Wende (Antonsich und Skey 2017) finden die Themen Affekte und Emotionen bislang kaum Berücksichtigung. Und dies obwohl sie in Billigs Arbeit bereits präsent gewesen sind (Antonsich und Skey 2017, S. 8). Wie von Scheve (2009) und Ismer (2016, 2014b) kritisieren, verenge sich der Blick innerhalb der konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung häufig auf kognitive Aspekte der Konstruktion von Nation. Emotionen bildeten jedoch »einen einflussreichen Faktor in der Entstehung, Etablierung und Hierarchisierung imaginierter Zugehörigkeiten und Selbstzuordnungen« (Ismer 2014b, S. 136). Mit dem in Kapitel 3.2 noch näher beschriebenen Konzept der »affective practice« (Ahmed 2014b) lässt sich der Ausdruck von Affekt und Emotionen im nationalen Kontext als ein Aspekt von Nationalismus dahingehend begreifen, als dass er eine Praxis darstellt, die Nation auf eine distinkte Art und Weise zu konstruieren, erfahrbar zu machen und mit einer hierarchischen Ordnung zu verknüpfen. Auf das in dieser Arbeit im Zentrum stehende Forschungsfeld bezogen, handelt es sich bei Nationen dann nicht nur um vorgestellte, sondern eben auch um gefühlte Gemeinschaften (Ahmed 2014b, S. 101). In dem vorliegenden Unterkapitel soll nachvollzogen werden, welche Relevanz Affekten und Emotionen in der gegenwärtigen Nationsforschung zukommt und inwiefern eine stärkere Berücksichtigung der Rolle von Affekten und Emotionen bei der Konstruktion von Nation und nationaler Identität eine sinnvolle Erweiterung der kognitivistischen Perspektiven darstellt.

Dass innerhalb der konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung die beschriebene Leerstelle erkannt wurde und in der Folge Affekte und Emotionen zunehmend eine stärkere Berücksichtigung erfahren, verdeutlicht ein Sammelband von 2017, der aktuelle konzeptionelle wie auch empirische Beiträge im Kontext des *Everyday Nationhood* Ansatzes von mitunter im Feld etablierten Wissenschaftler*innen bündelt (Skey und Antonsich 2017). Dort ist dem Thema Affekt eine eigene Sektion mit drei Beiträgen gewidmet. Im Beitrag von Militz (2017) wie auch von Sumartojo (2017) wird Affekt als Erweiterung einer auf Repräsentation fokussierten Perspektive auf die Reproduktion von Nation betrachtet. So verstanden stelle Affekt eine Kraft dar, die das Diskursive übersteige. Militz zufolge ist eine Beschäftigung mit Affekt hilfreich, um die Beständigkeit und Macht von Nationen zu verstehen. Für

Sumartojo stellt Affekt eine vermittelnde Größe zwischen Mikro- und Makro-Ebene, zwischen Individuum und nationalstaatlichen Institutionen dar. McCreanor et al. (2017) wiederum begreifen Affekt selbst als eine Form der Herstellung von Bedeutung. Hier wird Affekt also nicht als den Rahmen von Repräsentationen übersteigend verstanden, sondern stellt selbst eine Praxis der Sinnkonstruktion dar. Entlang einer qualitativen Studie zu Nationalfeiertagen in Neuseeland zeigen die Autor*innen auf, wie Affekt, verstanden als sinnkonstruierende Praxis, gesellschaftlich hegemoniale Annahmen über die vorgestellte nationale Gemeinschaft verstärkt. Die Sektion zum Thema Affekt im Sammelband zur *Everyday Nationhood* verdeutlicht so zum einen die Aktualität des Themas und dessen Anschlussfähigkeit an eine Forschungsrichtung, die Nation als sozial konstruiert begreift und dabei den Fokus primär auf die Handlungspraxis von Personen ohne offizielle Repräsentationsfunktion legt. Zum anderen wird durch die unterschiedlichen Beiträge auch ein Spannungsfeld beschrieben, das für die vorliegende Arbeit ebenfalls relevant ist. So wird in Kapitel 3.2 die Frage noch einmal aufgegriffen, ob Affekt als eine Kraft jenseits von diskursiver Repräsentation zu begreifen ist oder ob Affekt nicht vielmehr ebenfalls eine Praxis der sozialen Herstellung von Bedeutung darstellt. Hierfür werden dort unterschiedliche, zugrunde liegende theoretische Schulen skizziert, um sodann zu begründen, warum sich in dieser Arbeit für eine Perspektive auf Affekt als Konstruktionspraxis von Wirklichkeit entschieden wird, die in Kombination mit anderen Formen diskursiver Praxis an der sozialen Konstruktion von Bedeutung beteiligt ist. Eine solche Auffassung von Affekt erscheint anschlussfähig an eine diskursanalytisch ausgerichtete Nationsforschung und richtet sich gegen die Zuschreibung eines tieferen Wahrheitsgehaltes des Affektiven.

Sven Ismer wendet sich dem für diese Arbeit ebenfalls relevanten Kontext internationaler Fußballturniere zu und versteht Emotionen dabei als »Instanz der Verkörperung beziehungsweise der affektiven Verankerung des Sozialen und des Kulturellen« (Ismer 2016, S. 101). Affekte und Emotionen bieten hier gewissermaßen einen Zugang, das Soziale im Individuum zu untersuchen. Eine zentrale Bedeutung hinsichtlich der Funktion von Emotionen, das Soziale und Kulturelle im Individuum zu verankern, kommen gesellschaftlichen Normvorstellungen in Bezug auf Emotionen zu. In Anlehnung an das durch Arlie Hochschild geprägte Konzept der »feeling rules« (Hochschild 1979), ließen sich als »Emotionsnormen« laut Ismer jene reflektierten und unreflektierten Regeln einer Gesellschaft verstehen, die definieren, welche Emotionen situativ für welche Personen als angebracht und welche als verpönt gelten (Ismer 2016, S. 90). Wie Ismer am Beispiel der Fußball-Weltmeisterschaft der Männer 2006 in Deutschland herausarbeitet, sind gesellschaftliche Emotionsnormen nicht immer als starr zu verstehen, sondern können sich auch verändern:

»Hunderttausende BürgerInnen malten sich die Nationalfarben ins Gesicht, hissten die deutsche Nationalflagge auf ihren Balkonen oder befestigten sie an ihren

Autos und sangen mit Inbrunst und der Hand auf dem Herzen die Nationalhymne. Diese Formen der demonstrativen Identifikation mit Nation waren ebenso wie die diesbezüglichen Emotionen und deren Ausdruck noch wenige Jahre zuvor für die meisten Menschen [in Deutschland] undenkbar. [...] Offenbar hatte sich die Einschätzung vieler Menschen verändert, welche Emotionen, welcher Emotionsausdruck und welches mit diesen Emotionen zusammenhängende Verhalten in Bezug auf die deutsche Nation für angebracht betrachtet wird und welches nicht.« (Ismer 2016, S. 102 [Zusatz von K.V.]

Während, wie Ismer hier beschreibt, der Ausdruck von Leidenschaft für Deutschland, wie er bei der 2006 in Deutschland stattfindenden WM vielfach im öffentlichen Raum sichtbar wurde, noch wenige Jahre zuvor im hegemonialen gesellschaftlichen Diskurs als unangebracht bewertet worden wäre, verdeutlicht die neue Hegemonie dieser Praxis einen Wandel der Emotionsnorm (vgl. auch Heitmeyer 2006). Diese gewandelte Emotionsnorm erscheint auch vor dem Hintergrund der Differenzkategorie Gender interessant. Obgleich die in Deutschland zumindest außerhalb des Kontexts Fußball hegemoniale Emotionsnorm, sich emotional gemäßigt auf Deutschland bezogen zu zeigen, für alle Geschlechter gleichermaßen gilt, wird sie entlang der Differenz Kategorie Gender und hier insbesondere hinsichtlich einer hegemonialen Vorstellung von Männlichkeit noch einmal verstärkt. So erscheint Emotionalität im Diskurs westlich-patriarchaler Gesellschaften insbesondere für Männer auf bestimmte *männliche* Emotionen begrenzt (Ahmed 2014b, 3f). Während Leidenschaftlichkeit aus einer hegemonialen Männlichkeit weitestgehend ausgeschlossen erscheint, stellt der beschriebene Kontext des Fußballs in dieser Hinsicht eine temporäre Abkehr von der Norm dar. Hier entsteht ein sozialer Raum, in dem stereotype Männlichkeit Leidenschaft geradezu voraussetzt. In der Konsequenz sind weinende, vor Freude schreiende oder inbrünstig singende Fußballfans – egal welchen Geschlechts – kein bemerkenswertes Phänomen, das öffentlich Aufmerksamkeit erregt. Noch droht solchen Fans, falls es sich hierbei um Männer handelt, als *unmännlich* abgewertet zu werden. Vielmehr handelt es sich bei den beschriebenen Emotionsäußerungen um einen temporären gesellschaftlichen Normalzustand. Dabei erscheint es zentral, das begrenzte Setting zu betonen, innerhalb dessen die gewandelte Emotionsnorm Anwendung findet. So mag ein leidenschaftliches Flagge-Schwingen im Kontext von internationalen Fußballturnieren für viele Menschen in Deutschland mittlerweile eine sozial akzeptierte affektive Praxis, der Ausdruck eines *Party-Patriotismus* sein, während die gleiche Handlung, ausgeübt an einem gewöhnlichen Tag ohne erkennbaren Bezug zur deutschen Fußball-Nationalmannschaft der Männer mehrheitlich als unangebracht bewertet werden würde. Hilfreich ist diesbezüglich die Unterscheidung von de Rivera (1992) in *emotionale Atmosphäre*, *emotionales Klima* und *Emotionskultur*. Die drei Konzepte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Wandlungsfähigkeit. So ist die

emotionale Atmosphäre vor allem ereignisgebunden, beispielsweise eben an eine Fußball-Weltmeisterschaft. Eine geänderte Emotionsnorm in diesem Kontext sagt dann notwendigerweise noch nichts über Veränderungen einer weit grundlegenden Emotionskultur in Deutschland aus, die möglicherweise weiterhin öffentliche Leidenschaftsbekundungen im Hinblick auf Deutschland verpönt.

Veränderte Emotionsnormen in Deutschland im Kontext internationaler Fußballturniere eröffnen wiederum einen Zugang für die Untersuchung der Konstruktionspraxis von Nation und nationaler Identität, wie er im Alltag nicht immer gegeben ist. So stellen diese Kontexte häufig eine Konkretisierung und Erfahrbarkeit des sonst vermeintlich eher abstrakten Konstruktes Deutschland dar. Diesen Zugang nutzt beispielsweise Kühn (2021). Auf der Grundlage von zuvor als charakteristisch für den uneindeutigen Status nationaler Zugehörigkeit in zeitgenössischen Gesellschaften herausgearbeiteten Spannungsfeldern veranschaulicht er anhand von Interviews, die 2014 mit deutschen Staatsbürger*innen im Kontext des Weltmeisterschaft-Titelgewinns der deutschen Fußball-Nationalmannschaft der Männer geführt wurden, das von ihm aufgestellte Konzept einer ambivalenten deutschen Identität.⁹ Als ein Spannungsfeld beschreibt Kühn zunächst die *Bedeutung von Nationalität*, die sich je nach Grundhaltung zum Konstrukt der Nation zwischen den beiden Polen *Solidargemeinschaft* und *zu überwindendes Übel* sehr unterschiedlich konstituiert (Kühn 2021, S. 53). Als weiteres Spannungsfeld identifiziert Kühn *Grenzzlinien, Selbst-Positionierung und Fremdzuschreibungen*, und beschreibt damit »unterschiedliche Modi, wie Grenzzlinien nationaler Zugehörigkeit gezogen und sowohl mit der Positionierung zu bestimmten Wir-Gruppen als auch der Abgrenzung von anderen Fremdgruppen verbunden werden« (Kühn 2021, S. 58). Dabei verweist er auch auf die Relevanz des Einbezuges von affektiver Praxis für ein Verständnis der nicht immer linearen und eindeutigen Konstruktionen von Nation und nationaler Zugehörigkeit (Kühn 2021, 62f). Hinsichtlich der differentiellen Emotionsnormen im Kontext Fußball erscheint ein Reden über leidenschaftliche Bezüge zum Konstrukt der Nation für viele Menschen möglich zu sein, ohne eine soziale Sanktionierung zu befürchten. Dies wird auch entlang der von Kühn angeführten Auszüge aus den Interviews im Kontext der WM 2014 deutlich. So teilt etwa ein Interviewteilnehmer seine Einschätzung zur Bedeutung der WM 2006 wie folgt: »Seit dieser WM kann man wieder offen sagen, dass man Deutscher ist und wie gesagt auch Nationalstolz zeigen« (Kühn 2021, S. 68). Während Nationalstolz im Kontext Fußball seit 2006 für diesen Interviewten also eine gesellschaftlich akzeptierte Emotion ist, werden im weiteren Verlauf der Analyse auch ambivalenter Bezüge zu dieser Emotion deutlich. So ringt der Interviewte jenseits des Kontexts Fußball mitunter auch um angemessene Worte, um die Bedeutung von Nationalstolz zu beschreiben, wobei

9 Die von Kühn analysierten Interviews sind Teil der Studienreihe, zu der auch die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Interviews im Kontext der WM 2018 zählen.

er darum bemüht erscheint, nicht über ein gesellschaftlich akzeptiertes Maß hinaus, emotional zu wirken. Eine solche Diskrepanz kann im Interview zum Thema gemacht werden und ermöglicht so ein Sprechen über andernfalls nicht immer reflektierte, gesellschaftliche Emotionsnormen. Auch die dezidierte Ablehnung von Fußball-Weltmeisterschaften und damit verbundener nationaler Emotionen stellt eine Konkretisierung eines sonst teilweise nur diffusen Gefühls dar und ermöglicht ebenfalls, diese im Interview zum Thema zu machen. Erneut zeigt sich hier die Notwendigkeit eines qualitativ empirischen Zugangs zu dem Thema, mit Hilfe dessen jenseits von vermeintlich eindeutig konzeptualisierten Einstellungen auch Ambivalenzen und Widersprüche wie auch nicht reflektierte Bezüge zur Nation thematisiert und sichtbar gemacht werden können. Als hegemoniale Sportart in Deutschland scheint der Diskurs über Männerfußball zudem ein prädestiniertes Feld für nationale Identifikationsprozesse zu bereiten (Groll 2007; Ismer 2014a; Scheuble und Wehner 2006; Sullivan 2014) und bietet sich auch deshalb als Kontext der Untersuchung von Nationalismus als Alltagspraxis gewöhnlicher Leute an. Die gesellschaftliche Hegemonie des Ereignisses einer Fußball-Welt- oder -Europameisterschaft macht es dabei fast unmöglich, nicht daran teilzunehmen, sei es unterstützend oder ablehnend.

Nicht nur ermöglichen die im Kontext von Fußball-Welt- und Europameisterschaften veränderten Emotionsnormen ein Sprechen über im Alltag häufig unreflektierte Gefühle und ein zum Teil diffuses Verhältnis zum Konstrukt der Nation, auch sind darüber hinaus die mitunter ekstatischen und häufig kollektiv erlebten Gefühle während internationaler Fußballturniere und deren Bedeutung für die Konstruktionspraxis von Nation durch gewöhnliche Leute selbst Gegenstand unterschiedlicher empirischer Forschungsprojekte. So untersucht beispielsweise Fox (2006) Formen kollektiver nationaler Zugehörigkeit und wählt als Untersuchungskontext neben Nationalfeiertagen auch internationale Fußballereignisse. Eine Forschungsperspektive von unten anwendend, betont er die Notwendigkeit, die Empfänger*innenschaft von nationalen Narrativen differenziert zu betrachten und auch Personen ohne offizielle nationale Repräsentationsfunktion als Akteur*innen bei der Herstellung von nationaler Gemeinschaft zu begreifen. Grundlage seiner Forschung sind teilnehmende Beobachtungen an rumänischen und ungarischen nationalen Feiertagen sowie im Kontext von Fußballspielen der rumänischen Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft 2000 in einer Stadt in Rumänien, die von einer Bevölkerung geprägt ist, die sich teilweise als rumänisch und teilweise als ungarisch identifiziert. Die Methodik der Erhebung wird zudem durch qualitative Interviews mit unterschiedlichen Bewohner*innen und eine quantitative Befragung ergänzt.

Von Scheve et al. wiederum untersuchen anhand einer Online Befragung von deutschen Staatsbürger*innen vor und nach der Fußball-Weltmeisterschaft der Männer 2010, ob die im Ritual des Fußballschauens erfahrene »kollektive Erregung«

(Durkheim 1994, S. 488) die Identifikation mit einer sozialen Gruppe, hier Deutschland, verstärkt und ob darüber hinaus Erlebnisse von kollektiver Begeisterung es vermögen, Gruppensymbole emotional aufzuladen und über den rituellen Kontext der Weltmeisterschaft hinaus gruppenbezogene Einstellungen und Solidarität zu beeinflussen (Scheve et al. 2014). Die Analyse ergab keine signifikanten Veränderungen zwischen den beiden untersuchten Zeitpunkten, weder hinsichtlich einer stärkeren Identifikation mit Deutschland noch bezüglich einer positiveren Wahrnehmung von deutschen nationalen Symbolen im Allgemeinen. Gleichwohl zeigte sich, dass je stärker Individuen sich im Vorfeld der WM mit Deutschland identifizierten und je positiver sie nationale Symbole bewerteten, desto empfänglicher sie auch für Zustände kollektiver Erregung waren. Zudem korrelierte die Erfahrung von kollektiver Erregung positiv mit Veränderungen hinsichtlich des Levels an Identifikation und der Qualität der Wahrnehmung nationaler Symbole.

Auch Sullivan (2018) widmet sich der 2010 in Südafrika ausgerichteten Fußball-Weltmeisterschaft, um das Phänomen kollektiver Emotionen im Kontext von Nation zu untersuchen, verwendet dabei jedoch qualitativ-empirische Forschungsmethoden. Grundlage der Fallstudie sind teilnehmende Beobachtungen vor allem an Orten des public viewing in Johannesburg, Nachrichten, Posts in den sozialen Medien und Interviews, geführt überwiegend mit südafrikanischen Staatsbürger*innen. Auch Sullivan kommt zu dem Schluss, dass kollektive Emotionen im Kontext der WM auf zuvor etablierte affektive Dispositionen zur Nation aufbauen und diese verstärken können. Das transformative Potential einer kollektiven Erfahrung bei »mega-sport events« (Sullivan 2018, S. 16) sei dabei jedoch nicht mit politisch motivierten Formen kollektiver Handlungen zu vergleichen, da erstere nicht in derselben Weise eine nachhaltige Veränderung beförderten und eher als kurzweiliger »carnival« (Skey 2006) zu verstehen seien.

Nach Skey (2006) ermöglicht die Untersuchung von öffentlichen Ereignissen, die der Feier von Nationen dienen, und als solche lassen sich auch public viewings im Rahmen von Fußball-Weltmeisterschaften begreifen, Erkenntnisse über den diesen Kontext übersteigenden Diskurs zu nationaler Identität und Zugehörigkeit. Für Skey gilt es, diese Events nicht als plötzlichen und in der Folge unbedeutamen Ausbruch von patriotischen Emotionen abzutun, vielmehr fordert er, in diesem Rahmen die Beziehung zwischen banalem und *ekstatischem Nationalismus* zu untersuchen. Den von Skey eingeführten Begriff des ekstatischen Nationalismus gilt es, nicht mit heißem Nationalismus gleichzusetzen. Vielmehr handelt es sich bei ekstatischem Nationalismus um ritualisierte Formen der temporären Ekstase, die einem banalen Nationalismus nicht entgegenstehen, sondern diesen vielmehr erst möglich machen, indem sie zum einen eine sich wiederholende Konkretisierung von im Alltag unbeachteten nationalen Symbolen darstellen, wie beispielsweise der viel zitierten, von Billig beschriebenen Nationalflagge an öffentlichen Gebäuden, die bei einem public viewing dann eben nicht mehr unbeachtet rumhängt, sondern

vielmehr mit Leidenschaft von Fußballfans geschwungen wird. Banale Formen von Nationalismus machen umgekehrt einen ekstatischen Nationalismus erst bedeutungsvoll (Skey 2006, S. 148). Die Identifikation mit der deutschen Fußballnationalmannschaft der Männer etwa und damit zusammenhängend das Mitfiebern bei einem Länderspiel mit deutscher Beteiligung, wird erst ermöglicht, indem zuvor *unsere Jungs* im Sinne eines *flagging the homeland* (Billig 1995, S. 93) als eine alltägliche und banale Identifikationsfigur geschaffen wurde. Skey greift bei der Konzeptualisierung von ekstatischem Nationalismus vor allem auf den Ritualbegriff zurück, eine Verknüpfung mit Affekttheorien bleibt weitestgehend aus. Erneut zeigt sich hier eine Leerstelle, die es mit dem Ansatz der *affective practice*, der in Kapitel 3.2 noch näher dargestellt wird, zu schließen gilt. Für Skey stellen ekstatische Events eine Phase dar, in der die im Alltag nicht weiter beachtete Nation durch Aktionen, Diskussionen und Vorstellungen simultan agierender Individuen reflexiv konkretisiert werde (Skey 2006, S. 146). Eine Untersuchung von affektiven Praktiken in dem geschilderten Kontext würde den Erkenntnisgewinn dahingehend erweitern, dass Emotionsausdrücke nicht ausschließlich als Konkretisierung, sondern darüber hinaus auch als Modus der Herstellung von Bedeutung aufgefasst werden könnten. Phasen eines ekstatischen Nationalismus tragen dann auch zur Formierung des Konstruktes Nation bei.

Eine Untersuchung affektiver Komponenten der Konstruktionspraxis von Nation im Kontext von nationalen Feiertagen oder internationalen Sportveranstaltungen vermag es des Weiteren, die komplexe Verknüpfung von Mikro-, Meso- und Makroebene im Konstruktionsprozess zu verdeutlichen. So handelt es sich bei nationalen Feiertagen oder internationalen Sportveranstaltungen und konkret bei in diesen Kontexten stattfindenden Festivitäten, wie beispielsweise öffentliche Reden von Funktionsträger*innen oder auch public viewings, um von offiziellen Vertreter*innen der Nation organisierte Rituale, verknüpft mit gesellschaftlich hegemonialen Emotionsnormen, etwa Freude auf einer Berliner Fan-Meile zu empfinden bei einem Tor der deutschen Fußballnationalmannschaft oder Rührung bei den Feierlichkeiten zum Jahrestag des Mauerfalls. Dass diese hegemonialen Emotionen jedoch nicht gleichförmig von allen Individuen ausgedrückt werden, zeigen wiederum Wetherell et al. (2020) am Beispiel einer Fallstudie zum neuseeländischen Nationalfeiertag *Anzac Day*. Entlang ihres Ansatzes der *affective practice*, vermögen es die Autor*innen die komplexe Verbindung zwischen subjektiver und sozialer Organisation von Affekt zu konzeptualisieren. Sich auf alternative affektive Praktiken im Kontext des Nationalfeiertages fokussierend, arbeiten Wetherell et al. heraus, dass die angenommene nationale Einheit wie auch die im Kontext des Nationalfeiertages stattfindende normative nationale Identitätsarbeit fragmentiert und ambivalent ist und unterstützen damit eine Forschungsperspektive von unten auf Nation, die gleichwohl die Verknüpfung von Mikro-, Meso- und Makroebene reflektiert und dabei Machtverhältnisse sichtbar macht.

Dass Affekte auch jenseits sportlicher Großereignisse oder nationaler Feiertage eine zentrale Rolle bei der Konstruktion eines nationalen Wir in abgrenzender Konstruktion eines Anderen spielen, verdeutlicht wiederum das vom BMBF geförderte Forschungsprojekt *Fremde im Eigenen Land? Eine Studie über die Veränderbarkeit nationaler Narrative mithilfe Politischer Laboratorien (PoliLab)* am Institut für Politikwissenschaften der Universität Leipzig unter der Leitung von Rebecca Pates (Leser und Spissinger 2020; Leser et al. 2019; Pates und Futh 2019). Angelehnt an Arlie Hochschilds (2016) Untersuchung der Relevanz von Wut und Trauer in der politischen Rechten in den Südstaaten der USA, widmet sich das Leipziger Projekt Deutschland im Kontext von zunehmendem Rechtspopulismus und Migrationsskeptizismus. Beforscht werden nicht ausschließlich Akteur*innen rechtspopulistischer Gruppen, vielmehr soll das Sample eine vielfältige deutsche Bevölkerung repräsentieren. Einem Verständnis von Nation als »regelrechtes (und regelkonformes) Dichotomisierungsinstrument« (Pates und Futh 2019, S. 187) folgend, wird anhand von Interviews und ethnographischen Beobachtungen herausgearbeitet, »wie Affektpraktiken als Inklusions- bzw. Exklusionsmechanismen fungieren, das ›Wir‹ von den ›Anderen‹ unterscheiden und soziale Ordnungen herstellen bzw. stabilisieren« (Leser et al. 2019, S. 2). Affektpraktiken und ihre ein- und ausschließende Funktion werden somit als zentraler Bestandteil von nationalen Identitätskonstruktionen erkennbar.

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass die Untersuchung von Affekten und Emotionen im Kontext von Nation einerseits naheliegend und sinnvoll erscheint, dass andererseits innerhalb der konstruktivistischen Nationsforschung jedoch vor allem eine kognitivistische Perspektive überwiegt und die Funktion von Affekten und Emotionen dort bisher nur wenig untersucht wird. Naheliegend erscheint eine Hinwendung zu Affekten und Emotionen nicht zuletzt, weil diese insbesondere jedoch nicht ausschließlich während Phasen von ekstatischem Nationalismus, wie man sie beispielsweise bei internationalen Sportereignissen findet, prägend sind. Auch erlauben die im Gegensatz zum Alltag veränderten Emotionsnormen in diesen Kontexten vielfach erst ein Sprechen über Emotionen in Bezug auf Nation. Ein Verständnis von Emotionen und Affekten als *affective practice* erlaubt dabei, das Affektive nicht als eine prädiskursive Kraft, sondern vielmehr ebenfalls als Bedeutung generierend zu begreifen. So verstanden erweitert eine Berücksichtigung von Affekten und Emotionen eine auf kognitive Prozesse ausgerichtete konstruktivistische Nationsforschung dahingehend, dass auch Gefühlsausdrücke als nationale Identifikationsprozesse aufgefasst werden können, die das Konstrukt der Nation mit bestimmten Affekten aufladen, affektive Grenzen zu einem Außen ziehen und dadurch formen. Nationen sind dann nicht nur vorgestellte, sondern auch gefühlte Gemeinschaften. Stärker als es eine rein kognitivistische Perspektive vermag, lassen sich mit dem Ansatz der *affective practice* auch Ambivalenzen und Widersprüchlichkeit im Diskurs zu Nation aufzeigen. Das Thema der Verwobenheit zwischen Mikro-,

Meso- und Makroebene aus Kapitel 2.3.1 erneut aufgreifend, lassen sich mit einem Fokus auf affektiven Praktiken Differenzen zwischen gesellschaftlich hegemonialen Emotionsnormen und davon abweichenden Gefühlen auf der Individuumsebene sichtbar machen. Vermittelt über den Begriff der Emotionsnorm kommt zudem eine Perspektive sozialer Ungleichheit zum Tragen. Aufbauend auf diesen Überlegungen gilt es in Kapitel 3.2 das Konzept der *affective practice* vorzustellen, das in der Folge auch zur Analyse der Interviews herangezogen werden soll. Während in Kapitel 3.2 zunächst verschiedene theoretische Schulen skizziert werden, die ihrerseits Affekt unterschiedlich konzeptualisieren, wird schließlich begründet, warum sich mit dem Ansatz der *affective practice* in dieser Arbeit auf ein Verständnis von Affekten nicht als prä-diskursive Kraft, sondern als maßgeblich an der diskursiven Herstellung von Sinn und Bedeutung beteiligt, bezogen wird.